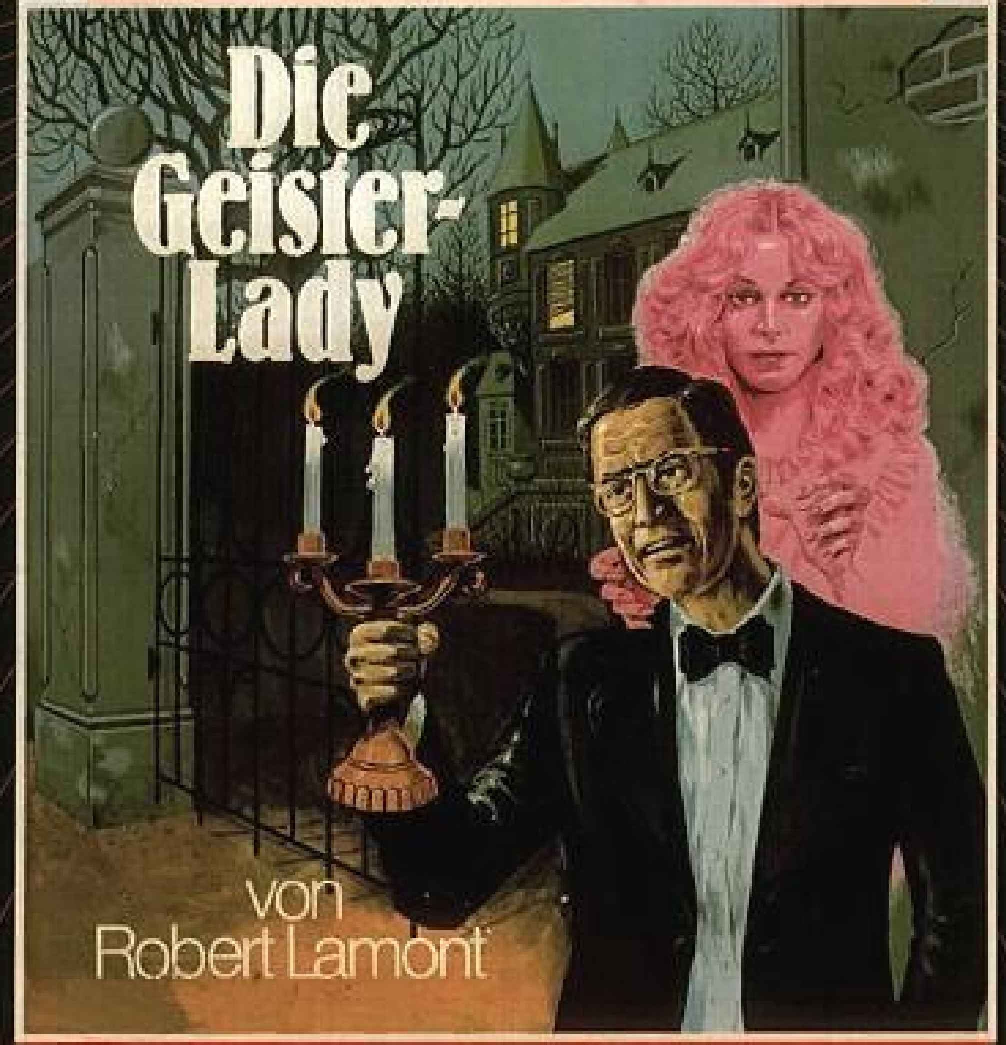
1.20 DM/Band 43

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman



Die Geister-Lady

Professor Zamorra Nr. 43

von A.F. Morland

erschienen am 10.02.1976

Titelbild von Roland Winkler

Die Geister-Lady

Anja Plotkinowa war mit einem Satan von Mann verheiratet.

Fürst Micha Plotkin beschimpfte seine Frau Tag für Tag, es bereitete ihm teuflische Freude, sie zu peinigen, er schlug sie, wenn er betrunken war, und er verfluchte sie, weil sie ihm keine Kinder schenken konnte. Die unglückliche Anja sehnte sich nach Liebe, doch der Fürst vergnügte sich mit anderen Frauen, nichtsnutzigen leichten Mädchen. Manchmal sogar in seinem Haus. Jahrelang ertrug Anja Plotkinowa diese Schmach geduldig…

Doch eines Tages trat der Gärtner Andrej Igorow in ihr unerfülltes Leben. Die beiden wurden sogleich von einem verhängnisvollen, alles verzehrenden Feuer erfasst. Ihre Leidenschaft brannte wie trockenes Stroh. Nacht für Nacht stahl sich die Fürstin aus dem Haus, um in die Arme ihres Geliebten zu fliehen.

Aber das Glück der beiden währte nur wenige Wochen.

Der Fürst kam hinter ihr Verhältnis. Und das war das Todesurteil für sie…

Mit einem lauten Knall flog die Tür auf. Fürst Plotkin, ein wahrer Hüne von Mann, wirbelte in das Schlafzimmer des Gärtners. Sein herbes Gesicht mit den unzähligen Falten war grau vor rasender Wut. Seine Augen funkelten bösartig.

Andrej Igorow schnellte im Bett hoch. Anja Plotkinowa stieß einen heiseren Entsetzensschrei aus, als sie ihren Mann heranstürmen sah.

Die Situation war eindeutig. Sowohl Anja als auch ihr Geliebter waren splitternackt. Die Kissen waren zerwühlt und die Decken in Unordnung geraten.

Mit gefletschten Zähnen und einem triumphierenden Grinsen baute sich der Fürst vor dem breiten Bett auf. Er schüttelte – erfreut über die große Angst der beiden – langsam den Kopf.

»Täubchen, Täubchen!«, sagte er vorwurfsvoll zu seiner Frau.

»Herr…«, wollte der zitternde Gärtner beginnen.

»Du schweigst, Elender!«, brüllte ihn Plotkin an. »Ich rede mit meiner Frau und nicht mit dir, du Klumpen Dreck!«

»Du darfst ihn nicht beleidigen!«, schrie Anja Plotkinowa mutig.

Der Fürst lachte aus vollem Hals. »So, so. Sieh an, meine untreue Frau sagt mir, was ich tun und lassen soll. Das wird ja immer schöner. Ich erwische dich mit diesem Bauernbalg im Bett, und du machst mir Vorschriften!«

»Es wäre niemals so weit gekommen, wenn du…«

»Ach, nun bin ich daran schuld, dass du dich mit diesem Kerl eingelassen hast.«

»Wer denn sonst? Ich habe viele Jahre versucht, dir eine gute, liebende und treue Frau zu sein, Micha. Aber du hast dich schon in den ersten Jahren unserer Ehe von mir abgewandt. Ich war selbst sehr unglücklich darüber, dass ich dir keine Kinder schenken konnte, aber das ist nun mal nicht zu ändern…«

»Und da dachtest du, versuch' ich's doch mal mit dem Gärtner. Vielleicht liegt's nicht an mir, dass ich keine Kinder kriegen kann, sondern an meinem Mann! Oder dachtest du, wenn schon keine Gefahr besteht, dass du schwanger wirst, kannst du's ja mit jedem treiben!«

»Warum bist du nur so grausam?«, kreischte Anja Plotkinowa verzweifelt. Sie wollte die gehässigen Reden des Fürsten nicht mehr hören und presste sich wild die Hände auf die Ohren.

Er stieß wieder sein satanisches Gelächter aus.

»Ich wollte Liebe!«, schrie Anja mit tränenerstickter Stimme. »Ich habe ein Recht auf Liebe, denn ich bin ein Mensch wie du, Micha Plotkin! Aber das hast du niemals akzeptiert. All die Jahre hast du mich wie ein Stück Dreck behandelt. Ich wollte daran nicht zerbrechen. Ich habe dir mehrfach vorgeschlagen, mich fortgehen zu lassen, aber davon wolltest du nichts wissen. Ich war deine

Leibeigene. Du hast mich als deinen persönlichen Besitz angesehen, wie eines deiner Reitpferde, das du mit der Peitsche blutig schlägst, wenn du missgelaunt bist. Es musste eines Tages so kommen, wie es gekommen ist. Dieser Mann hier gibt mir alles das, was mir ein Leben lang versagt blieb. Ich konnte nicht anders. Ich musste zugreifen, denn ich hielt dieses glücklose Leben an deiner Seite nicht mehr aus. Es hätte mich umgebracht. Ich wäre an seelischem Kummer zugrunde gegangen…«

Der Fürst zog die buschigen Brauen zusammen. Er funkelte seine Frau hasserfüllt an.

»Nun, Anja, ich kann keinen Unterschied sehen. Ob du nun an seelischem Kummer zugrunde gehst, oder an dem, was ich mir für dich ausgedacht habe…« Seine Stimme war unheimlich spröde geworden. Und sein Gesicht war nun härter als Granit. Er atmete schnell. Sein mächtiger Brustkorb hob und senkte sich rasch. Fürst Plotkin war so kräftig, dass er mit einem Bären kämpfen konnte.

Man erzählte sich, dass er vor Jahren einmal in ein Rudel von Wölfen geraten war. Er hätte viele von ihnen mit bloßen Händen erwürgt, und die anderen hätten heulend Reißaus genommen. Das war Micha Plotkin. Ein unerschrockener, grausamer Teufel.

Der Gärtner ballte verzweifelt seine schwachen Fäuste. »Ich werde nicht zulassen, dass Sie Anja etwas zuleide tun!«, stieß er gepresst hervor, und der Schweiß rann ihm in Strömen über das Gesicht.

»Was willst du dagegen tun?«, fragte ihn Plotkin höhnisch grinsend.

»Ich werde mich schützend vor sie stellen!«

»Das hört sich zwar recht schön an, aber du glaubst doch nicht etwa im Ernst, Andrej Igorow, dass ein Kerlchen wie du mich von irgend etwas abhalten kann!«

»Ich werde es versuchen.«

»Ein Versuch, der von vornherein zum Scheitern verurteilt ist!«, knurrte der Fürst.

»Ich werde Anja mit meinem Leben verteidigen!«, schrie der Gärtner, obwohl er schreckliche Angst vor dem Fürsten hatte.

Micha Plotkin nickte zufrieden. Er scharrte mit seinen schweren Stiefeln auf dem Boden.

»Das trifft sich gut, Andrej Igorow! Ich hatte ohnedies vor, dich zu töten!«

»Nein, Micha! Nein!«, schrie Anja entsetzt. Tränen quollen aus ihren himmelblauen Augen. »Das darfst du nicht tun!«

»Ich tu’, was mir gefällt!«, brüllte Plotkin.

»Du darfst ihn nicht ermorden!«

»Er hat meine Frau verführt, dieser verfluchte Hund!«

»Das ist nicht wahr!«

»Doch!«

»Nein, Micha! Es stimmt nicht, was du sagst. Nicht er hat mich verführt, sondern ich ihn. Du darfst ihm deshalb nichts antun. Ich bin an allem Schuld. Wenn du unbedingt deine Rache haben musst, dann töte mich, und lasse Andrej sein Leben. Ich habe ihn dazu überredet. Ich! Ich! Ich! Richte deinen Zorn nicht gegen ihn, Micha. Er ist unschuldig.«

»Sehen so Unschuldige aus!«, schrie der Fürst mit wutverzerrter Miene. »Ich habe ihn ertappt! Im Bett! Mit meiner Frau!«

»Ich bin schon lange nicht mehr deine Frau, Micha Plotkin!«

»Du bist mein Eigentum, verflucht noch mal! Du bist eine Perle, die mir gehört, und an die dieser Hund mit seinen dreckigen Händen Flecken gemacht hat.«

»Seine Hände sind rein! Reiner als die deinen!«, schrie Anja ihrem Mann ins Gesicht. Da riss der Fürst einen krummen Dolch aus seinem Gürtel. Wutschnaubend stürmte er auf das nackte Paar los. Sie wussten beide nicht, wen der Dolch zuerst treffen sollte, und sie versuchten sich gegenseitig zu schützen. Micha Plotkins Dolchhand sauste hoch. Gleichzeitig flog seine linke Hand auf Anjas Kopf zu.

Seine Finger gruben sich in die Fülle ihres schwarzen Haares. Er riss sie roh zur Seite. Sie schlug um sich und kreischte grell auf. Der Schmerz grub tiefe Falten in ihr hübsches Gesicht. Schon fegte der blitzende Dolch herab, genau auf Andrej Igorows Herz zu. Der junge Mann riss verstört die Augen auf. Er wollte sich zur Seite werfen, aber der Dolch war schneller als er. Anja wollte ihrem Mann in den Arm fallen, doch seine sehnigen Finger waren immer noch in ihrem langen Haar verkrallt. Sie zappelte und zuckte, aber sie war nicht in der Lage, die furchtbare Katastrophe zu verhindern.

Andrej Igorow starb mit einem tiefen Seufzer neben ihr, als der Dolch sein Herz durchbohrte.

***

Ungläubig starrte Anja auf ihren toten Geliebten. Er lag auf dem Rücken. Der Fürst hatte den Dolch wieder an sich gerissen. Mit schockgeweiteten Augen blickte die verstörte Frau auf die schreckliche Wunde. Zuvor hatte sie sich heulend auf Andrej geworfen. Sein Blut klebte auf ihrer Haut, doch sie ekelte sich nicht davor. Es erfüllte sie lediglich mit einer unendlich tiefen, erschütternden Trauer.

Ohne ihren Mann anzusehen, presste sie heiser hervor: »Was hast du nur getan, Micha? Warum hast du diesem armen, unschuldigen Menschen das Leben genommen?«

»Er war nicht unschuldig!«, knirschte Plotkin ohne Reue. »Er hat etwas getan, wofür er den Tod verdient hat.«

»Er hat eine Frau glücklich gemacht, Micha!«

»Dazu hatte er kein Recht!«

»Er hat mich glücklich gemacht! Das ist kein Verbrechen! Du hast es ja nicht getan!«

»Ich bin Fürst Micha Plotkin. Er war ein dreckiger kleiner Gärtner! Es war ihm nicht erlaubt, seine Hand an meine Frau zu legen!«

»Danach fragt die Liebe nicht, Micha! Sie kommt und bringt Glück! Sie mildert Qualen und lässt uns, die wir gedemütigt und gepeinigt wurden, nach ihrem Belieben aufatmen… O ja. Du bist Fürst Micha Plotkin. Ein Fels in Sibirien. Der hartherzigste Mann von Russland. Und niemand darf es wagen, sich an deinem Eigentum zu vergreifen, sonst stößt du ihm deinen verfluchten Dolch ins Herz. O heilige Mutter von Kasan! Wie hasse ich dich, Micha Plotkin. Ich hasse dich so sehr, wie ich noch nie im Leben einen Menschen gehasst habe!«

Den Fürsten ließ das völlig kalt. Mit dem blutbesudelten Messer wies er auf seine Frau.

»Zieh dein Kleid an, Anja.«

»Warum tötest du nicht auch mich?«

»Wer sagt, dass ich es nicht tun werde?«, grinste Plotkin.

»Dann tue es gleich.« Anja Plotkinowa breitete furchtlos ihre Arme aus. Mit offenen Augen erwartete sie den Todesstoß. Doch der Fürst lachte nur und schüttelte den Kopf.

»Du möchtest an seiner Seite sterben. Das wäre eine Freude für dich. Ich aber sehe nicht ein, weshalb ich meiner untreuen Gemahlin eine Freude bereiten soll. Deshalb verlange ich, dass du dein weißes Kleid anziehst und mit mir kommst.«

Anja schaute ihren Mann verwirrt an. »Was hast du mit mir vor?«

»Du wirst es sehen!«

»Du hast die Absicht, mich umzubringen?«

»Du wirst es sehen! Zieh dich an.« Plotkin hatte der jungen Frau das weiße Kleid zugeworfen. Mechanisch schlüpfte sie hinein. Eine unsagbare Angst schnürte ihr die Kehle zu. Vielleicht wäre ihr wohler gewesen, wenn sie geweint hätte, aber irgendetwas in ihr ließ es nicht zu, dass Tränen in ihre Augen stiegen. Gott, wie hasse ich diesen Mann! hämmerte es immerzu in ihrem Kopf. Wie konnte ich nur seine Frau werden? Wie war das möglich? Und sie erinnerte sich an die Zeit, wo Plotkin ihr den Hof gemacht hatte. Ein Kavalier war er damals gewesen. Aufmerksam und hilfsbereit. Heute glaubte sie, dass er sich bloß verstellt hatte, denn bald nach der Hochzeit hatte ihr Martyrium begonnen, und es hatte bis zum heutigen Tag kein Ende genommen. Wenn er sie umbringen wollte, dann sollte er es tun. Sie hing nicht an diesem Leben. Jeder Hund hatte es besser als sie. Der wurde zwar auch getreten, doch hin und wieder wurde er auch gestreichelt.

Als sie angekleidet war, befahl der Fürst ihr, mit ihm zu gehen. Sie verließen das kleine Häuschen des Gärtners. Anja warf einen letzten Blick auf ihren ermordeten Geliebten, und ihr Herz krampfte sich

zusammen.

Im nächsten Monat hatte sie Geburtstag. In einer Wodkalaune hatte der Fürst seine Frau gefragt, ob sie einen Geburtstagswunsch hätte, und sie hatte geantwortet: »Ja. Ich hätte schon einen Wunsch, Micha.«

»Welchen?«, hatte der betrunkene Fürst gefragt. »Etwa, dass ich mich an deinem Geburtstag zu dir ins Bett lege? Das kannst du dir aus dem Kopf schlagen. Ich kann dir nichts zum Geschenk machen, was unmöglich ist.«

Gedemütigt hatte die junge Frau den Kopf gesenkt und gesagt:

»Ich hätte einen Wunsch, den du sehr leicht erfüllen könntest.«

»Dann lasse hören.«

»Wir brauchen ein neues Tor. Lass Handwerker kommen. Sie sollen zwei Torpfeiler errichten und zwei Türen aus kunstvollem Schmiedeeisen daran befestigen.«

Daraufhin hatte der Fürst gönnerhaft genickt und gemeint, Anja würde ihr Wunsch erfüllt werden. Mittlerweile war der linke Torpfeiler errichtet worden, und noch in dieser Woche sollte der rechte Pfeiler vollendet werden.

Hoch am Himmel stand ein buttergelber Mond. Er sandte sein kaltes Licht auf die Weite Sibiriens hinab. Sobald sie aus dem Haus des Gärtners getreten waren, blieb Anja stehen. Sie schaute ihren Mann fragend an und wollte wissen, wohin er sie zu bringen gedachte.

Er grinste diabolisch. Der Dolch, mit dem er Andrej das Leben genommen hatte, steckte wieder in seinem Gürtel. Für einen Moment hatte Anja Plotkinowa die Absicht, ihm den Dolch aus dem Gürtel zu reißen und ihn damit zu töten, aber sie wäre bestimmt nicht schnell genug gewesen. Plotkin hätte sie am Arm gepackt und diesen herumgedreht, bis er brach und der Dolch zu Boden fiel. Sie konnte nicht schneller sein als er. Und sie war nicht einmal halb so kräftig wie er. Deshalb verwarf sie diesen Gedanken wieder.

»Wir sehen uns das Tor an«, sagte der Fürst mit einem gefährlichen Funkeln in den kalten Augen.

Anja schauderte. »Jetzt? Mitten in der Nacht?«

»Warum nicht?«

»Was soll das, Micha? Sag mir, welche Gemeinheit du vorhast?«

»Interessiert es dich denn gar nicht, wie weit die Arbeiten an deinem Tor gediehen sind?«

»Ich war erst gestern da.«

»Inzwischen waren die Handwerker sehr fleißig«, sagte der Fürst, und als Anja nicht mit ihm gehen wollte, ergriff er ihren Arm, dass es sie schmerzte, und schleppte sie mit sich durch die unwirtliche Nacht.

Düstere Nebelschwaden tanzten hinter wild wuchernden Büschen hervor. Irgendwo im Gezweig einer uralten Eiche klagte ein Totenvogel. Wind kam auf. Er brachte Kälte. Anja Plotkinowa zitterte.

Die Gänsehaut, die ihren jungen Körper umspannte, kam aber nicht von den niedrigen Temperaturen, sondern von der schrecklichen Angst, die sich allmählich tief in ihre Knochen schlich. Sie fürchtete nicht den Tod selbst, denn dieser würde sie mit Andrej Igorow wiedervereinen. Sie fürchtete lediglich die unbekannte Art, auf die sie aus dem kaum lebenswert gewesenen Leben scheiden sollte.

Nach hundert Metern standen sie da, wo das Tor errichtet werden sollte. Die schmiedeeisernen Türen fehlten noch. Plotkin wies auf den rechten Pfeiler.

»Ich werde dich nicht töten, mein Täubchen, aber du wirst trotzdem sterben!«

Anja glaubte zu erraten, was der Fürst mit ihr vorhatte. Aber es war so ungeheuerlich, so grausam, so teuflisch, dass sie hoffte, sich zu irren. Doch schon die nächsten Worte ihres Mannes schlossen jeden Irrtum aus.

»Ich werde dich in diesen Torpfeiler einmauern!«, sagte er eiskalt.

»Es ist dein Tor, Anja. Und es wird noch viel mehr zu deinem Tor, wenn du selbst in ihm bist. Du wirst ein Teil deines Tores sein. Erfüllt dich das nicht mit Freude?«

Anja Plotkinowa schlug die zitternden Hände vors Gesicht und stieß einen gequälten Schrei aus. Ein rascher Tod hätte ihr nichts ausgemacht. Aber das hier – eingemauert zu werden in diesen Torpfeiler, und weiß der Himmel wie lange noch leben zu müssen, das war schlimmer als die grausamste Todesart, die sie von Micha Plotkin erwartet hatte.

»Du Tier!«, brüllte sie ihrem Mann verzweifelt ins Gesicht. »Du Scheusal! Warum nimmst du mir nicht das Leben, wie du es bei Andrej getan hast? Warum tötest du mich nicht mit deinem Dolch?«

»Weil das nicht Strafe genug ist!«, fauchte Plotkin gehässig. »Ich will, dass du viel Zeit hast, über alles nachzudenken, Anja. Ein rascher Tod ließe dir diese Zeit nicht. Du sollst grübeln können. Lange, lange. Ob es richtig war, was du getan hast. Und deine eigenen Vorwürfe sollen dich ganz langsam wahnsinnig machen, mein kleines Täubchen. Du wirst verrückt vor Angst werden. Und mit deinen Vorwürfen wirst du dich selbst zerfleischen. Es wird ein qualvoller Tod werden. Doch das, was du mit diesem Gärtner getrieben hast, berechtigt mich dazu, dir alle Qualen der Hölle zu bereiten!«

Aufschluchzend warf sich die verzweifelte Frau auf die Knie. Sie umklammerte Plotkins stämmige Beine und bettelte um einen schnellen Tod, doch der Fürst verweigerte ihn ihr. Da riss sie ihm den Dolch aus dem Gürtel.

»Du sollst um dein Vergnügen geprellt werden, du grausamer Satan!«, schrie sie und richtete die blutbesudelte Klinge gegen ihr Herz. Aber ehe sie zustoßen konnte, schlug ihr der Fürst den Dolch

mit einem blitzschnellen Hieb aus der Hand.

Dann lachte er schauderhaft. »Warum willst du es dir so einfach machen, mein Täubchen!«

Panik erfasste die Fürstin. Sie wirbelte herum und begann um ihr Leben zu rennen. Sie floh in uferloser Furcht vom Plotkinschen Grundstück. Ihr glasiger Blick nahm kaum wahr, wohin sie lief. Alles um sie herum war mit einemmal so grässlich. Obwohl ihr die Umgebung hätte vertraut sein müssen, war sie es ihr mit einemmal nicht mehr. Sie hatte das Gefühl, durch eine grauenvolle Albtraumlandschaft zu hasten. Mehrmals strauchelte sie. Sie fiel auch einige Male, rappelte sich aber sofort wieder hoch und keuchte atemlos weiter. Das schauderhafte Gelächter ihres Mannes blieb zurück. Sie konnte das nicht begreifen. Verfolgte er sie gar nicht? Machte er sich diese Mühe nicht? Begnügte er sich damit, dass sie ihn verließ? Das war nicht Micha Plotkins Stil. Für ihn wäre diese Lösung nur eine halbe Sache gewesen, und er hasste halbe Sachen.

Plötzlich vernahm sie Hufgeklapper. Es kam rasch näher.

Anscheinend gehörte auch das zu Michas teuflischem Plan. Er ließ sie noch einmal kurz die Freiheit kosten, ehe er sie wieder einfing, um sie zu diesem schrecklichen Pfeiler zurückzubringen, in dem sie ihr Ende finden sollte.

Als das Hufgeklapper sie fast erreicht hatte, drehte sie sich gehetzt um. Die Anstrengung hatte ihr Gesicht gerötet. Sie japste nach Luft.

Ihre Beine waren kaum noch fähig, sie zu tragen, so schnell war sie gerannt. Doch ebenso gut hätte sie vor dem Pfeiler resignieren können. Denn nun hatte sie Micha Plotkin mit seinem Pferd eingeholt, um sie dorthin zurückzubringen, wo sie auszureißen versucht hatte.

Mit grausamen Zügen saß er auf seinem hohen Ross. Seine rechte Hand schwang etwas hoch. Es sah aus wie ein Stock. In derselben Sekunde fegte das Holz auf Anja herab. Sie riss zwar die Arme hoch, aber nicht schnell genug und nicht hoch genug. Der Hieb traf sie voll an der Stirn. Das stampfende Pferd, der Fürst, die gesamte schwarze Nacht lösten sich in einen sprühenden Sternenregen auf.

***

Als sie zu sich kam, legte Fürst Micha Plotkin gerade wieder einen Ziegel auf. Sie fühlte sich beengt, konnte sich nicht bewegen, obwohl sie nicht gefesselt war. Die kalte Ziegelmauer presste ihren Brustkorb zusammen. Sie konnte kaum einen tiefen Atemzug tun.

Entsetzt stellte sie fest, dass ihr die Ziegel bereits bis ans Kinn reichten. Und Micha arbeitete mit teuflischer Besessenheit weiter an seinem grausamen Werk.

Anja flehte ihn an, er solle sie erschlagen, doch er lachte sie aus. Sie bettelte um den Tod, aber er verwehrte ihn ihr.

»Du wirst dich selbst töten, mein Täubchen«, sagte er grinsend.
»Zuerst wirst du dich mit deinen eigenen Gedanken umbringen, und dann wird sich dein Körper gegen dich wenden. Und irgendwann in den nächsten Tagen wirst du den Verstand verloren haben und in diesem Pfeiler langsam zugrunde gehen! Natürlich werde ich dafür sorgen, dass du nicht erstickst. Das wäre ein zu rascher Tod für meine hübsche Anja. Ich werde dir ein paar Luftlöcher lassen. Und ich werde mehrmals am Tag hierher kommen, um mich nach deinem Befinden zu erkundigen…«
»Warum, Micha?«, kreischte die verzweifelte Frau. »Warum denn nur…?«
»Du weißt doch, warum!«, fauchte Plotkin ärgerlich und legte den nächsten Ziegel auf.
»Also gut, Fürst Plotkin?«, schrie Anja plötzlich mit hassverzerrten Zügen. »Dann werde ich eben auf diese grausame Art, die sich dein krankes Gehirn ausgedacht hat, zugrunde gehen! Aber ich schwöre dir, dass ich, während ich hier drinnen in diesem Pfeiler auf meinen Tod warte, nichts unversucht lassen werde, um mit dem Teufel ein Bündnis zu schließen. Ich bin sicher, dass mir das gelingen wird. Und dann sieh dich vor, Micha Plotkin, du gottverfluchte Kreatur. Hüte dich vor meiner Rache, denn sie wird dich zu einem Zeitpunkt treffen, wo du am allerwenigsten damit rechnest. Ich werde dich mit furchtbaren Albträumen quälen, wie du mich während unserer Ehe gepeinigt hast. Ich werde dir Kummer und Krankheiten bescheren, und ich werde alle deine männlichen Nachkommen – solltest du welche haben – ebenso tödlich treffen wie dich. Ich werde nicht eher ruhen, bis das Geschlecht der Plotkins für immer und ewig ausgelöscht ist!«
Für all diese Worte hatte der Fürst nichts weiter übrig als ein hohntriefendes Gelächter.
Er vollendete sein grausames Werk noch in dieser Nacht. Die Handwerker ließ er eine ganze Woche nicht an den von ihm aufgemauerten Torpfeiler heran. Und jeden Tag kam er, um zu hören, ob seine Frau noch am Leben war.
Vier Tage lang hörte er sie toben, fluchen und kreischen. Vier Tage hatte die arme Frau zu leiden. Und an jedem Tag stand der Fürst breitbeinig vor dem Torpfeiler und lachte sie schallend aus.
Den Gärtner hatte er irgendwo auf dem Grundstück verscharrt.
Den Leuten, die nach ihm fragten, erzählte er, Andrej Igorow hätte seiner Frau den Kopf verdreht – und die beiden wären bei Nacht und Nebel durchgebrannt.
Es gab sogar Leute, die den gehörnten Fürsten bedauerten, doch das waren jene, die ihn nicht gut genug kannten. Die anderen seufzten erleichtert auf, als wäre ihnen ein Stein vom Herzen gefallen, und

meinten: »Endlich hat Anja, dieses brave Frauchen, diesen schrecklichen Tyrannen verlassen. Es war hoch an der Zeit für sie. Sonst wäre sie an seinen Gemeinheiten zugrunde gegangen.«

***

Von nun an betrank sich Micha Plotkin immer häufiger. Niemand wusste, weshalb er dies tat. Er wurde noch unleidlicher als bisher und vertrieb auch seine hartnäckigsten Freunde. Auf seinem Nachttisch stand immerzu die Wodkakaraffe. Und tagsüber trank er eimerweise grusinischen Wein. Er hatte Schmerzen in den Nieren, dass er sich oft stundenlang heulend auf dem Boden wälzte. Asthmaanfälle befielen ihn und drohten ihn zu ersticken. Und nachts hatte er die grauenvollsten Träume, die man sich vorstellen kann.

Schweißgebadet schreckte er in solchen Nächten hoch, und sofort griff er wieder zur Flasche, um seinen aufgepeitschten Geist zu lähmen.

Anja fegte irgendwo durchs Haus. Er konnte sie niemals sehen, obwohl er ihr schon mehrmals nachgerannt war, als sie so spöttisch zu lachen angefangen hatte. Er konnte sie immer nur hören. Ihr Seufzen, ihre Schritte, ihre Worte, wenn sie ihn verfluchte und ihn nach seinen Krankheiten fragte.

Sein Leben lang war er nicht krank gewesen.

Und nun war er kaum noch gesund. Er fiel vom Fleisch. Bald bestand er nur noch aus Haut und Knochen. Wenn er aß, musste er sich übergeben. Nur Wein und Schnaps konnte er behalten.

Allmählich bauten seine Kräfte ab. Sein Schritt wurde schwer und schleppend. Die Schultern fielen nach vorn, er konnte nicht mehr aufrecht gehen. Er sah aus wie ein alter Mann, obwohl er erst vierzig war.

Anja ließ ihn kaum eine Nacht durchschlafen. Einmal erschien sie in seinem Schlafzimmer. Ein weißer Schatten nur, mit ungewissen Umrissen. Sie kam an sein Bett und setzte sich darauf.

Er hatte unruhig geschlafen. Als er merkte, dass sich jemand auf sein Bett setzte, obwohl er allein in dem riesigen Haus war, schreckte er verstört hoch.

Sie saß unbeweglich da. Er war der Meinung, er könne in dem weißen Schein ihr Gesicht sehen, und vor allem ihre hasserfüllten Augen leuchteten ihm entgegen. Mit geballten Fäusten, brüllend, warf er sich auf sie. Er schlug auf sie ein, schlug aber durch sie hindurch. Sie flog kreischend und kichernd durch den Raum. Er sprang aus dem Bett und hetzte hinter ihr her. Wild schwang er die Fäuste.

»Ich lasse mich von dir nicht unterkriegen, Anja! Nicht von dir, du verdammter Spuk! Du kannst mir nichts anhaben! Du bist nur noch ein Geist. Du hast keinen Körper! Verschwinde! Du kannst mir nichts

tun!«
»Und deine vielen Wehwehchen, Micha, he? Sie sind ein Gruß von mir! Ich kann dir sehr wohl etwas anhaben! Und ich werde dir noch sehr viel mehr Leid zufügen!«
Schreiend und schimpfend jagte der Fürst hinter dem weißen Gespenst her. Anja stieß ihm einen Stuhl entgegen. Er fiel über ihn und brach sich die Hand. Heulend blieb er liegen. Und Anja schwebte auf ihn herab und tanzte mit glühenden Schuhen auf seinem zuckenden Körper.

***

Zwei Jahre trieb sie dieses Spiel mit ihm. Micha Plotkin war am Ende seiner Kräfte. Aber sein Trotz ließ es nicht zu, vor Anja zu kapitulieren. Fortgehen aus diesem Spukhaus – das kam für ihn auch weiterhin nicht in Frage.
Er sann nach einer anderen Möglichkeit, wie er diesem quälenden Gespenst Herr werden konnte. Und er glaubte eines Tages, eine brauchbare Lösung gefunden zu haben.
Zwar war er unansehnlich, ja geradezu hässlich geworden – seine Augen lagen tief in dunklen Höhlen, er hatte kaum noch Haare auf dem Kopf, und tiefe Gramfalten ließen sein Antlitz maskenhaft erscheinen –, aber er war immer noch einer der reichsten Männer in der Gegend, und als er eines Tages die Nachricht verbreiten ließ, er trüge sich mit dem Gedanken, sich – nachdem ihn seine Frau mit dem Gärtner verlassen hatte und nicht mehr zurückgekommen war – wieder zu verheiraten, da sandten ihm die Familien, die mit seinem Vermögen liebäugelten, ihre hübschen heiratsfähigen Töchter ins Haus, damit er sich eine von ihnen aussuchen konnte.
Er entschied sich für die sanfteste und schönste von allen. Er schwor sich, als sie vor den Altar traten, keinen Tropfen Alkohol mehr anzurühren. Den Schwur vermochte er zwar niemals ganz einzuhalten, doch er soff nicht mehr wie ein Loch, und somit war ja doch ein Fortschritt erzielt.
Als er seine frischgebackene Ehefrau über die Schwelle seines Hauses trug, erwartete er ein Furioso von Anja. Es blieb jedoch zu seinem großen Erstaunen aus. Sie machte sich auf keine Weise bemerkbar. Und auch in den folgenden Nächten blieb es unheimlich still im Haus. So still, dass Micha Plotkin schaudernd Argwohn schöpfte. Er traute dem Frieden nicht. Anja schien sich auf eine große Attacke vorzubereiten.
Keine Albträume mehr für Micha. Er kam wieder zu Kräften. Die Krankheiten blieben aus. Und allmählich war er der Meinung, dass er Anja mit seiner Heirat auf irgendeine unbekannte Weise ein Schnippchen geschlagen hatte. Jedenfalls ließ sie nichts mehr von sich

hören und nichts mehr von sich sehen.

Langsam begann Plotkin seine erste Frau zu vergessen.

Seine zweite Frau schenkte ihm einen Sohn. Er lud aus lauter Freude darüber halb Sibirien in sein Haus. Es wurde ein Fest, wie es in diesen Mauern noch nicht gefeiert worden war.

Irgendwann in dieser Nacht fiel dem Fürsten seine erste Frau ein.

Er stahl sich heimlich aus dem Haus und lief zum Tor, in dessen rechtem Pfeiler sich Anja befand.

»Hörst du das, Anja?«, fragte er grinsend. »Das sind meine Gäste. Sie sind gekommen, um die Geburt meines Sohnes mit mir und meiner Frau zu feiern. Vielleicht wäre es mit uns anders gekommen, wenn du in der Lage gewesen wärest, mir ein Kind zu gebären. Aber es hatte nicht sein wollen – und eine russische Frau, die ihrem Mann keine Kinder schenkt, ist wertlos. Russland braucht sie, denn sie müssen unser Mütterchen weiter ausbauen. Nun habe ich einen Sohn. Und ich werde mit meiner Frau noch eine Menge mehr Kinder zeugen, du wirst sehen! Lässt dich das vor Neid nicht grün werden? Ich habe dich besiegt. Ich bin so glücklich, wie ich es noch nie im Leben war. Du kannst nicht an gegen mein Glück, habe ich recht? Dagegen bist du machtlos, he? Jetzt steckst du da drinnen in deinem Pfeiler und spuckst Gift und Galle! Ich kann dich direkt vor mir sehen!«

Schritte.

Micha Plotkin wandte sich um. Seine zweite Frau kam gelaufen, eine Stola um die zarten Schultern.

»Sag, was machst du hier draußen, Micha? Ist dir nicht gut?«

»Ich bin in Ordnung, mein Täubchen«, sagte der Fürst, und er legte seinen Arm grinsend um seine besorgte Frau.

»Vorhin war mir, als hörte ich dich mit jemandem sprechen.«

»Kann schon sein, dass ich mit jemandem gesprochen habe«, sagte Plotkin augenzwinkernd.

»Mit wem? Es ist niemand hier.«

»Ich habe mit diesem Torpfeiler geredet.«

»Du bist verrückt, Micha. Komm ins Haus, sonst erkältest du dich noch. Außerdem möchten unsere Gäste den Hausherrn wieder sehen.«

Plotkin hakte sich schmunzelnd bei seiner Frau unter. Sie merkte nicht, dass er sich umwandte und dem Pfeiler triumphierend zublinzelte.

Er irrte sich. Zwei Nächte später wurde ihm dieser Irrtum klar. Es begann bei ihm mit einem allgemeinen Unwohlsein. Seine fürsorgliche Frau riet ihm, sich hinzulegen, und er befolgte diesen Rat sogleich. Aber kaum lag er, da befiel ihn eine brennende Übelkeit. Es war ihm, als stünde sein Magen in Flammen. Mehrmals musste er sich übergeben. Und zuletzt brach er Blut. Das war bedenklich, und Micha Plotkins Frau schickte sogleich nach dem Arzt. Der kam innerhalb

einer halben Stunde. Aber er konnte keine Diagnose stellen.

Seiner Meinung nach war mit Plotkin alles in Ordnung.

»Aber er hat doch Blut gebrochen!«, stieß die Fürstin besorgt hervor.

»Vielleicht ein nervöses Magenleiden. Kann aber nicht weiter schlimm sein«, erwiderte der Arzt.

»Was raten Sie uns?«, fragte die Fürstin.

»Vor allem sollte der Fürst für ein paar Tage das Bett hüten, nicht arbeiten, sich nicht aufregen.« Hinzu kamen einige Medikamente, die sich darauf beschränkten, die Nerven des Patienten zu beruhigen. Die einzige Weisheit des Arztes: Schlafen! Viel schlafen.

Dann kam die Nacht. Micha Plotkin war in Schweiß gebadet. Seiner Frau fiel auf, dass auch das Kind sehr unruhig war, und so pendelte sie zwischen dem Zimmer ihres Mannes und der Wiege, in der ihr Sohn lag, nervös hin und her. Gegen Mitternacht war sie so müde, dass sie hätte im Stehen einschlafen können. Nachdem sie noch einmal nach Micha gesehen hatte, begab sie sich in ihr Gemach. Neben ihrem Bett stand die Wiege. Und für einen Moment hatte die Frau das Gefühl, etwas Weißes würde sich über ihr schlafendes Kind beugen.

Doch dann war die Erscheinung wieder weg, und die Fürstin schrieb die Wahrnehmung einer Sinnestäuschung zu, geboren aus einer bleiernen Übermüdung. Wie ein Stein fiel sie ins Bett und schlief eine Minute später schon tief und traumlos.

***

Plotkins Nachthemd war triefnass. Obwohl eine warme Sommernacht über den endlosen Weiten Sibiriens lag, war das Schlafzimmer des Kranken von einer eisigen Kälte durchdrungen. Der Fürst klapperte mit den Zähnen. Kalter Schweiß brach aus seinen Poren. Er zitterte am ganzen Leib und zog sich im Schlaf die Decke – von einer unnatürlichen Kälte geschüttelt – über den Kopf.

Plötzlich ein Flüstern. Zuerst nur leise, kaum zu vernehmen, dann eindringlicher, schärfer, zischelnd. Plotkin hörte seinen Namen. Die Stimme war ihm vertraut. Sie drang in die Tiefe seines Albtraums hinein und ließ Traum und Wirklichkeit zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen.

Auf einmal ein Hieb, der ihn in der Mitte durchschlagen wollte.

Entsetzt schnellte er hoch. Ein wahnsinniger Schmerz durchzuckte seinen Bauch. Niemand war da, der ihn so brutal geschlagen haben konnte. Er war allein in der undurchdringlichen Finsternis. Allein mit dieser grausigen Kälte, die um diese Jahreszeit einfach unerklärbar war.

Er dachte sofort an Anja, obwohl er sie nicht sehen konnte. Irgendetwas warnte ihn davor, sein Bett zu verlassen. Trotzdem warf er mit zitternder Hand die Decke zurück. Der Zwang, aufzustehen, war

stärker und stellte die Warnung hintan.

Sein fiebernder Blick streifte durch den Raum. Sie ist hier! dachte er. Ich kann sie fühlen. Sie befindet sich in diesem Raum. Es war ein Fehler, sie zu verhöhnen. Nun kommt sie, um mir ihre Macht zu demonstrieren.

Nervös erhob er sich. Fröstelnd warf er sich seinen Schlafrock über die breiten Schultern und knüpfte den Bindegürtel hastig zu. Über ihm begann der Kristalllüster zu klirren. Dann klapperte ein Bild an der Wand. Und plötzlich flog ihm ein Wodkaglas an den Kopf. Er presste die Zähne zusammen, als seine Stirn ein heftiger Schmerz durchraste. Er tastete nach seinem Kopf. Etwas benetzte warm und klebrig seine Finger… Blut.

Wütend drehte er sich im Kreis. »Wo bist du?«, fragte er mehrmals. »Zeige dich! Ich will dein mieses Gesicht sehen, Anja! Beginnst du nun wieder mit deinen verrückten Spielchen? Werden wir dich Nacht für Nacht in unserem Haus haben? Was hast du mit uns vor? Willst du uns umbringen? Oder willst du meiner zweiten Frau bloß so viel Angst einjagen, dass sie ihren Sohn nimmt und fluchtartig das Haus verlässt? Damit du mich wieder für dich allein hast?«

Er hörte ein Seufzen, und dann ein Kichern, ganz knapp hinter sich. Und dann strich ihm eine eiskalte Hand über den schweißnassen Nacken. Er zuckte erschrocken zusammen. Anja lachte ihn aus.

»Du hast Angst, nicht wahr?«, flüsterte sie ihm ins Ohr.

»Angst? Wovor?«

»Vor mir!«

»Dich gibt es nicht.«

»Du hast heute Blut gespuckt. Weil ich es so wollte. Du blutest am Kopf. Weil ich dir ein Glas an die Stirn geworfen habe. Bist du wirklich sicher, dass es mich nicht gibt?«

»Du steckst im Torpfeiler!«

»Ja, Micha. Ja, das tu’ ich. Aber nachts komme ich heraus.«

»Warum hast du uns so lange in Ruhe gelassen?«

»Ich wollte, dass du dich wieder erholst, hast damals ja schrecklich ausgesehen. Es hätte mir keinen Spaß gemacht, dich noch weiter zu quälen. Es war ja fast nichts mehr vorhanden vom alten Micha Plotkin. Doch nun, wo du wieder bei besten Kräften bist, wo du sogar den Mut hattest, vor mich hinzutreten und mich zu verspotten, kann ich mein altes Spielchen wieder aufnehmen. Und deine hübsche kleine Frau und deinen winzigen Sohn werde ich in dieses Spiel mit einbeziehen…«

Plotkin presste die Kiefer hart zusammen. Seine Backenmuskeln zuckten und traten wie Stahlseile hervor.

»Du rührst die beiden nicht an, du Hexe!«

Anja Plotkinowa kicherte amüsiert. »Willst du mich etwa daran

hindern?«
»Lass sie in Ruhe, Anja. Wenn du unbedingt Rache nehmen willst, dann nimm Rache an mir. Meine Frau und mein Sohn haben dir nichts getan!«
»Sie sind Plotkins!«, sagte Anja scharf. »Erinnere dich an das, was ich dir in jener Nacht geschworen habe, Micha. Ich werde dich und alle deine männlichen Nachkommen töten. Es darf keinen Plotkin mehr geben. Aber es wäre zu einfach, deinen Sohn jetzt schon umzubringen. Erst werde ich mit ihm spielen, wie ich es mit dir bereits mehrfach getan habe. Wer weiß, vielleicht werde ich ihn erst in zwanzig Jahren töten. Das kommt ganz auf meine Laune an. Du aber, Fürst Micha Plotkin, du bist heute Nacht dran!«

***

Plötzlich war sie da. Wie wenn man Licht einschaltet, leuchtete sie mit einemmal grell auf. Plotkin prallte zurück. Er kreiselte herum. In größter Panik rannte er auf die Tür zu.
Anja stellte ihm ein Bein. Er knallte auf den Boden, kämpfte sich wieder hoch, erreichte die Tür, riss sie auf und stürmte nach draußen. Es fiel Anja nicht schwer, seinen Geist zu verwirren. Er wusste mit einemmal nicht mehr, in welche Richtung er rennen sollte. Sie warf sich auf ihn und schlug ihm ihre klauenartigen Finger in den Rücken. Er spannte mit schmerzverzerrtem Gesicht das Kreuz, stellte sich mit geballten Fäusten zum Kampf, doch alle seine Boxhiebe pufften durch den weißen Spuk hindurch.
Anja lachte schrill. Sie trat ihn mit Füßen und ohrfeigte ihn. Sie zerfetzte seinen Schlafrock und trieb ihn mit derben Schlägen den Korridor entlang.
Und auf einmal war sie nicht mehr vorhanden. Plotkin fuhr sich benommen über die Augen. War das nun Wirklichkeit gewesen? Ein Traum? Realität? Er blickte verwirrt an sich hinab. Der zerfetzte Schlafrock ließ keinen Zweifel aufkommen. Anja war da gewesen.
Nervös schaute er sich um. In seinem Inneren war etwas, das ihm sagte, dass sie immer noch ganz in der Nähe war. Mit schweißnassem Gesicht wankte er auf die Treppe zu. Sie führte in eine riesige Halle, an deren Wänden die Ahnengalerie hing. Fürst Plotkin wollte sich in den Salon begeben, um sich dort auf das Sofa zu setzen, Wodka zu trinken und den Schock zu verdauen.
Als er seinen Fuß auf die erste Stufe setzte, vernahm er Anjas Atmen. Hautnah musste sie ihm sein. Und sie begann mit Worten, die er nicht hören, aber trotzdem verstehen konnte, weil sie in seinem Gehirn entstanden, auf ihn einzureden.
Sie zwang ihn, an jene Nacht zu denken, in der er den Gärtner Andrej Igorow erstochen und Anja eingemauert hatte. Er hörte ihre Schreie.

Und dann vernahm er noch einmal ihren Fluch, den sie heute Nacht wahrmachen wollte.

Sie wollte ihn und alle seine männlichen Nachfahren umbringen – das Geschlecht Plotkin auslöschen… Für ewige Zeiten. Ganz langsam stieg das Grauen in Micha Plotkin hoch, und zum ersten Mal in seinem Leben bereute er etwas.

Er hatte nicht geglaubt, dass Anja ihm nach ihrem Tod noch gefährlich werden konnte. Und doch hatte sie es auf eine unerklärbare Weise geschafft, sich mit dem Höllenfürsten in Verbindung zu setzen. Sie hatte ihm ihre Seele versprochen, wenn er ihr dafür die Möglichkeit gab, sich am Geschlecht der Plotkins zu rächen. Und der Teufel war mit Freuden auf diesen Pakt eingegangen, wie sich zeigte.

Wieder vernahm er ihr aufgeregtes Atmen. Er zuckte zitternd herum und ballte instinktiv die Fäuste. Sie begann wieder zu leuchten.

Grellweiß wurde sie. Und dann schossen ihre eiskalten Hände auf seinen Nacken zu. Sie packte ihn mit der Kraft eines wilden Bären.

Er versuchte sich verzweifelt gegen diesen Angriff zur Wehr zu setzen, doch Anja war ungemein stark. Sie konnte ihn mühelos hochheben. Er spürte plötzlich keinen Boden mehr unter den Füßen und zappelte aufgeregt.

»Jetzt!«, schrie ihm die weiße Frau hasserfüllt ins Gesicht. »Jetzt, Micha Plotkin! Hier – zu dieser Stunde – wirst du sterben!« Obwohl sie lauthals schrie, vermochte nur der Fürst sie zu hören. Niemand sonst im Haus ahnte, was hier auf der Treppe vor sich ging. Es war ein schreckliches Schauspiel. Die weiße Frau stand hoch aufgerichtet da. Mit ihren Händen hielt sie den großen Mann hoch. Er zitterte und zappelte, versuchte wieder Boden unter die Füße zu kriegen, sein angstverzerrtes Gesicht starrte auf die vielen Stufen hinunter.

Und mit einemmal holte Anja kraftvoll aus. Wie einen Ball schleuderte sie ihren Mann die Stufen hinunter. Er prallte auf die Treppe und überschlug sich bis zur Halle hinunter mindestens zwanzigmal.

Auf halbem Weg schon brach er sich das Genick.

Als er das Treppenende erreichte, war kein Leben mehr in seinem Körper. Die weiße Frau flog hinter ihm her. Sie umtanzte lachend seinen Leichnam und klatschte begeistert in die milchweißen Hände.

»Nummer eins!«, kreischte sie immerzu. »Nummer eins. Und viele andere Plotkins werden ihm folgen…!«

Dann schwebte sie auf die Tür zu. Sie brauchte sie nicht aufzumachen, sondern sickerte durch sie hindurch. Ein helles Leuchten flirrte über das weite Grundstück, während sie dem Tor zustrebte. Als sie den rechten Pfeiler erreichte, stieß sie einen schweren Seufzer aus.

Dann drang sie durch die Ziegelmauer bis zu ihren Gebeinen vor.

In dieser Nacht kam ein einsamer Wanderer am Tor vorbei. Dem Mann war, als höre er ein schauriges Gelächter. Neugierig ging er darauf zu, und als er bemerkte, dass dieses Gelächter aus einem der beiden Torpfeiler kam, wirbelte er herum und nahm in panischem Schrecken Reißaus.

Seit damals wusste jedermann in Nowosibirsk und Umgebung, dass es auf dem Plotkinschen Grundstück spukte – und man begann die Gegend ängstlich zu meiden…

***

Professor Zamorra schlug blitzschnell mit seiner Handkante zu. Der Schlag war gegen Nicole gezielt, doch das ausnehmend hübsche Mädchen fing den Hieb geschickt ab. Gleichzeitig hebelte Nicole ihren Chef aus und schleuderte ihn mit großem Schwung auf die Matte, dass es durch den ganzen Turnsaal donnerte.

»Bravo, Nicole!«, rief Zamorra lachend aus und schnellte wieder hoch. »Das war grandios.«

Nicole schmunzelte. »Ich habe den besten Lehrer, den ich mir wünschen kann, Chef.«

Sie waren beide etwas außer Atem geraten. Das Karatetraining lief nun schon seit einer vollen Stunde mit einer Intensität, als gelte es, sich auf irgendwelche Karatemeisterschaften vorzubereiten. Jetzt machten sie Schluss. Nachdem sie geduscht und umgezogen waren, holte Zamorra zwei Smith & Wesson .38 Special. Sie begaben sich zum Schießstand, den der Professor auf seinem Schloss eingerichtet hatte, und begannen auf die Zielscheiben zu feuern. Damit sie vom Schusslärm nicht taub wurden, trugen sie dicke Ohrschützer auf dem Kopf.

Natürlich hatte Zamorra die bessere Trefferserie. Aber seine Sekretärin stand ihm darin nur unwesentlich nach.

Zamorra beobachtete sie, als sie die Zielscheibe während der nächsten Schussserie anvisierte. Sie war voll konzentriert.

Nicole Duval. Ein Traummädchen. Ein echter Glücksfall für den Professor. Schön, intelligent, sprühend vor Lebendigkeit und Charme. Sie war so zuverlässig wie ein Felsen, auf dem man sein Haus bauen möchte. Was es an Sekretärinnenarbeit gab, erledigte sie sozusagen mit der linken Hand. Nebenbei spielte sie noch des Professors Kindermädchen, sie bemutterte ihn und war Tag und Nacht für ihn da, wenn er sie brauchte. Als die Patronen aus dem Lauf waren, wandte sie sich an Zamorra. Ihre Augen leuchteten.

»Na, wie habe ich das wieder hingekriegt?«

»Ich werde dich für die französischen Staatsmeisterschaften im Pistolenschießen nominieren«, lachte Zamorra. »Oben im Salon ist Platz für ein paar prächtige Pokale.«

Sie verließen den unterirdischen Schießstand.

Vor Château Montagne lag ein herrlicher, sonnendurchfluteter Tag. Dichte Wälder umschlossen die Gemäuer. Im ausgetrockneten Schlossgraben wucherte hohes Unkraut. Wenn man aus einem der Fenster sah, hatte man einen prachtvollen Ausblick auf das liebliche Loiretal.

Zamorra seufzte. Er musste fort. Schon in den nächsten Tagen. Die Russen hatten ihn an die Universität von Nowosibirsk eingeladen.

Er sollte da an vier aufeinander folgenden Tagen Vorträge über sein Spezialgebiet, die Parapsychologie, halten.

Er wusste nicht, warum er sich nicht auf diese Reise freute. Ansonsten bereiste er die ganze Welt sehr gern. Doch diesmal würde Nicole nicht bei ihm sein. Die Russen hatten durchblicken lassen, dass die Anwesenheit seiner Sekretärin nicht unbedingt nötig wäre.

In Gedanken schüttelte Zamorra den Kopf. Sind schon komische Menschen, diese Russen, dachte er. Schirmen sich andauernd ab, machen aus allem ein Staatsgeheimnis, reden von Entspannungspolitik und Vertrauen und handeln genau konträr.

Während der Professor mit seiner Sekretärin im Salon saß und sich an die Trinksitten der Russen zu gewöhnen versuchte, indem er Wodka in seine Kehle rinnen ließ, rollte ein Wagen die lang gezogene Serpentinen hoch, die zum Schloss hinaufführten. Das Fahrzeug rumpelte durch eine Menge Schlaglöcher. Hohe dunkle Kastanien säumten die Fahrbahn. Links und rechts wurde der Mischwald immer wieder von satten Weiden unterbrochen. Verstreute Gehöfte duckten sich in Bodensenken. Ab und zu konnte man auf halber Höhe des Hanges bereits die Zinnen von Château Montagne erkennen.

Zehn Minuten später fuhr der Wagen in den Innenhof des Schlosses. Der Mann am Steuer stellte den Motor ab. Er atmete tief durch und sah sich um. Immer wieder fühlte er die romantisch- versponnene, aber auch seltsam bedrohliche Atmosphäre, die von diesem alten »Kasten«, wie er das Schloss insgeheim nannte, ausging.

Ein alter Ziehbrunnen bildete die Mitte des Hofes. Obwohl die Sonne schien, hingen düstere, beinahe gespenstische Schatten in den tiefen Winkeln der Burg.

Schaudernd schälte sich Bill Fleming aus dem Wagen. Als sich das Tor nicht gleich öffnete und ihm sein Freund Zamorra und dessen Sekretärin nicht freudig entgegengestürmt kamen, drückte er mehrmals auf die Hupe. Der Schall prallte gegen die hohen Schlossmauern, fand nirgendwo einen Ausweg und zitterte als lang anhaltendes Echo geisterhaft nach.

Knurrend öffnete sich daraufhin das Tor.

Ein großer schlanker Mann erschien. Sein Blick war fest. Seine Züge waren männlich- markant – Professor Zamorra.

»Bill!«, rief er lachend. Er schwang die Hand hoch. »Bill Fleming! Ist das eine Freude!«

Fleming, ein amerikanischer Historiker und Naturwissenschaftler, ging mit schnellen Schritten auf den Freund zu. Sie umarmten sich lachend und schlugen sich auf den Rücken. Dann reichte Zamorra seinen Freund an Nicole Duval weiter, die inzwischen ebenfalls aufgetaucht war.

»Seien Sie herzlich auf Château Montagne willkommen, Bill«, sagte Zamorras Sekretärin strahlend.

Bill musste mit ihnen ins Schloss gehen. Er bekam Wodka, musste zuerst einmal trinken und hinterher erzählen, wie er auf die prächtige Idee gekommen wäre, New York zu verlassen und ins Loiretal zu kommen.

»Nicht, dass wir dich nicht mit offenen Armen bei uns aufnehmen wollten«, sagte Zamorra lachend. »Nur… Du hast diese Absicht mit keiner Silbe erwähnt. Und plötzlich tauchst du hier bei uns auf. Eine gelungene Überraschung, mein Junge. Nicole und ich freuen uns sehr, dass du den weiten Weg auf dich genommen hast …«

Bill drehte sein Glas zwischen den Handflächen hin und her.

»Nun, so weit war der Weg gar nicht«, schränkte er ein.

»Hör mal, von New York bis hierher sind es…«

»Ich komme nicht von New York«, sagte Fleming kopfschüttelnd.

»Sondern?«, fragte der Professor.

»London«, antwortete Bill.

»Du hattest beruflich da zu tun und nahmst die günstige Gelegenheit gleich wahr, deinen Freund auf seinem Schloss zu besuchen.«

»Wieder daneben, Zamorra«, erwiderte Fleming. »Ich war Gast eines Londoner Industriellen. Der Mann stellt militärisch wichtige Ersatzteile her… Seine Tochter, Jessica Martin, studiert russische Geschichte. Ich habe sie im vergangenen Jahr auf einer Historikertagung kennen gelernt. Ein hübsches, gescheites Mädchen ist sie. Frank Martin, ihr Vater, kann mächtig stolz auf sie sein.«

»Verstehe«, sagte Zamorra. »Du hast auf Martins Kosten ein paar Tage Urlaub in London gemacht.«

»Schon wieder falsch«, sagte Bill. »Kann ich noch einen Wodka haben?«

»Verzeihen Sie, wenn ich das sage«, warf Nicole ein. »Aber Sie machen einen nervösen Eindruck, Bill. Ist irgendetwas nicht in Ordnung?«

»Erst den Wodka. Dann die Antwort«, sagte Fleming seufzend.

Nicole brachte gleich die Flasche und bat Bill, sich nach Belieben zu bedienen. Fleming trank schnell. Das weckte Zamorras Besorgnis. Tatsächlich, sein Freund war seltsam erregt. Nachdem Bills Glas zum zweiten Mal leer war, meinte er, während er abwechselnd Zamorra

und Nicole anschaute: »Jessica hat eine Studienreise durch Russland hinter sich… Moskau, Nowosibirsk, Irkutsk, ein bisschen Baikalsee … Und sie war auch in Akademgorod. Man sagt, dass diese Stadt den höchsten Intelligenzquotienten der ganzen Welt hat. Man bezeichnet Akademgorod als das Hirn Sibiriens. Was die Sibirier die ›große Wissenschaft‹ nennen, ist hier zu Hause.«

Zamorra wusste über diese Stadt Bescheid.

Er selbst würde in den nächsten Tagen dorthin reisen, denn die Universität von Nowosibirsk befindet sich in Akademgorod. Eine Stadt, von Wissenschaftlern erbaut. Vom russischen Geheimdienst ungemein streng bewacht.

Das Hinein und das Heraus war mit unzähligen Kontrollen verbunden.

»Und nun kommt der große Hammer«, sagte Bill Fleming und füllte sein Glas zum dritten Mal. »Jessica begegnete in dieser russischen Stadt einem jungen Hoch- und Tiefbauingenieur, und es passierte ihr etwas, wogegen wir allesamt nicht gefeit sind: Sie verliebte sich in den Jungen unsterblich. Aber das ist erst der Anfang der Katastrophe. Jessica musste Russland verlassen, als ihre Aufenthaltsbewilligung abgelaufen war. Semjon Muratow, der junge Ingenieur, musste in Sibirien bleiben. Heulend kam das Mädchen zu ihrem Vater zurück. Sie sagte ihm, sie könne ohne Semjon nicht leben, sie wolle ihn und keinen anderen Mann heiraten… Frank Martin dachte, sie würde sich allmählich wieder beruhigen. An und für sich sind junge Mädchen sehr schnell für einen Mann entflammt, aber die Zeit lässt sie allmählich vergessen, ein anderer junger Mann tritt in ihr Leben … Nun ja. Bei Jessica Martin war das nicht der Fall. Sie begann sichtlich zu verfallen. Zweimal drohte sie, sich das Leben zu nehmen, wenn sie den jungen Muratow nicht zum Mann haben könne. Frank Martin erkannte sofort, dass das keine leere Drohung war, deshalb ließ er seine Beziehungen zum britischen Geheimdienst spielen. Da er für die Regierung arbeitet, war das für ihn kein Problem. Er kam mit den richtigen Leuten zusammen und bat sie händeringend, etwas für seine Tochter zu tun. Sie rieten ihm, den offiziellen Weg zu beschreiten, und so bombardierte er Moskau mit Gesuchen, den jungen Russen ausreisen zu lassen. Auch Semjon Muratow versuchte alles, um eine Ausreisebewilligung zu erhalten. Doch Moskau blieb unerbittlich. Semjon musste bleiben. Daraufhin schnitt sich Jessica die Pulsadern auf. Man konnte sie noch retten, aber sie kündigte an, es wieder zu tun. So lange, bis es ihr gelingen würde, ihr wertloses Leben wegzuwerfen. Als man sie nach Hause brachte, traf ich in London ein. Frank Martin hatte mir ein Telegramm geschickt und mich gebeten, zu ihm zu kommen. Jessica hält von meinen wissenschaftlichen Arbeiten sehr viel. Martin war der Meinung, dass ich vielleicht auf seine

Tochter einwirken könnte, dass ich sie davon überzeugen könnte, dass es keinen Sinn hat, sich das Leben zu nehmen, denn davon wird nichts besser. Aber auch ich konnte den Schmerz dieses verzweifelten Mädchens nicht lindern. Da versprach ich ihr leichtsinnigerweise, ihr zu helfen. Ich wusste nicht, wie ich ihr helfen sollte, und trotzdem sagte ich ihr Hilfe zu. Ich weiß, dass es verrückt war, aber ich konnte Jessica nicht mehr leiden sehen. Ihr hättet sehen sollen, wie sie sich sofort an mein Versprechen klammerte, wie sie sich daran aufrichtete, wie ihre Augen wieder zu leuchten anfingen. Ich sagte ihr, sie würde ihren Semjon kriegen. Wie, das wisse ich noch nicht, aber ich würde es irgendwie möglich machen. Sie fiel mir um den Hals und küsste mich. Sie war auf einmal so verflucht glücklich, dass es mir eiskalt über den Rücken rieselte, weil ich begriff, dass ich mein Versprechen niemals einhalten können würde. Was würde dann aber geschehen? Ich würde sie eine Zeitlang hinhalten können. Doch schließlich wird sie die Wahrheit erkennen, nämlich, dass ich gar nicht in der Lage bin, ihr zu helfen. Daran wird sie zerbrechen. Ich weiß es heute schon. Und sie wird sich erneut umzubringen versuchen. Und beim zweiten Mal wird es ihr gelingen, denn beim zweiten Mal wird sie vorsichtiger ans Werk gehen. Und plötzlich hatte ich eine Idee. Mit einemmal begann auch ich mich an einen Strohhalm zu klammern, und dieser Strohhalm warst du, Zamorra!«

Der Professor riss verwirrt die Augen auf. »Ich? Wie konnte ich für dich zum Strohhalm werden, Bill?«

»Mir fiel ein, dass dich die Russen nach Nowosibirsk eingeladen haben…«

»Das stimmt. Ich darf fünf Tage lang in Sibirien bleiben. Aber man legte mir nahe, ohne meine Sekretärin zu kommen.«

»Jedenfalls bist du dort, wo Semjon Muratow sich aufhält«, sagte Bill Fleming aufgeregt. Und er goss sich wieder Wodka in seinen trockenen Hals.

»Und?«, fragte Zamorra abwartend.

»Begreifst du denn nicht?«

»Ich fürchte – nein, Bill.«

»Der Junge kriegt keine Ausreisegenehmigung… Jessica Martin geht daran ganz langsam zugrunde! Sie wird sterben, das steht heute schon fest, Zamorra. Wenn sie Semjon nicht kriegt, lebt sie höchstens noch einen Monat. Niemand wird ihren Tod verhindern können. Ist das nicht grauenvoll? Zusehen zu müssen, wie so ein junges Leben verwelkt, nur weil die Russen auf stur schalten! Warum, zum Teufel, lassen sie den Jungen denn nicht ziehen? Weshalb muss er bleiben? Was haben sie denn davon, wenn sie ihn zwingen, in Russland zu bleiben?«

»Sie haben seine Arbeitskraft«, sagte Zamorra. »Und die brauchen

sie.«

»Er wird zum Saboteur werden.«

»Dann werden sie ihn einsperren.«

»Damit gewinnen sie doch nichts. Wenn sie ihn einsperren, geht ihnen seine Arbeitskraft doch ebenfalls verloren.«

»Nicht, wenn er zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt wird«, widersprach Zamorra seinem Freund.

Fleming knallte seine Faust verzweifelt auf den Tisch. »Was ist das nur für ein hartherziges Land! Warum lässt man zwei Menschen, die vom Schicksal füreinander bestimmt sind, nicht zusammenkommen? Warum stürzt man sie ins Unglück? Kannst du mir das plausibel erklären?«

Zamorra nahm sich nun ebenfalls seufzend einen Schnaps. Er hob langsam die Schultern und sagte: »Nein, Bill. Das kann ich dir nicht erklären.«

Schweigen. Mehrere Minuten lang. Dann sagte Fleming heiser:

»Zamorra… Ich weiß, es liegt überhaupt nicht auf deiner Linie. Du bist Professor der Parapsychologie. Du bist ein Dämonenjäger. Du bereist alle Länder dieser Erde, um den Untertanen des Höllenfürsten den Kampf anzusagen und sie zu vernichten. Um deine Erfolge ranken sich bereits Legenden. Du bist der besessenste Geisterjäger, den ich kenne. Und trotzdem trete ich heute an dich mit einer ganz und gar außergewöhnlichen Bitte heran: Hilf Jessica. Semjon Muratow bekommt keine Ausreisegenehmigung. Also muss ihn jemand aus Russland herausholen, verstehst du? Ich könnte mir keinen Mann vorstellen, der dazu fähiger wäre als du. Keine Geister, Zamorra. Kein Spuk. Und trotzdem ein verdammt gefährlicher Job. Der Zufall will es, dass du in den nächsten Tagen in dieser Gegend zu tun hast. Man wird also keinerlei Verdacht schöpfen, wenn du dich zwischen Nowosibirsk und Akademgorod ein bisschen umsiehst …«

»Die Russen sind ein misstrauisches Volk«, sagte Zamorra mit erhobenem Zeigefinger.

»Das weiß ich.«

»Sie wollen haargenau von jedem Schritt informiert werden, den ein Fremder in ihrem Land tut.«

»Herrgott, Zamorra, sag endlich ja. Sag, dass du der kleinen verzweifelten Jessica helfen wirst. Was sollen diese vielen Einwände? Ich weiß, dass du alle Schwierigkeiten meistern kannst, wenn du nur wirklich willst. Und ich weiß auch, dass dich eine Aufgabe um so mehr reizt, je schwieriger sie ist. Nun, Zamorra. Diese Aufgabe scheint mir die schwierigste zu sein, die ich dir bieten kann. Hol den armen Jungen aus Sibirien raus.«

Zamorra überlegte noch eine Weile. Über seiner Nasenwurzel stand ein tief in die Stirn gegrabenes V. Der Professor wog alles Für und

Wider ab und gab dem Freund schließlich seine Zustimmung.

Da sprang Ball Fleming schreiend auf, stürzte sich auf den Professor, schlug ihm seine Hand ununterbrochen auf die Schulter und röhrte: »Ich wusste, dass du ein Herz im Leib hast. Ich wusste, dass du uns nicht im Stich lässt. Jessica wird leben. Sie wird ihren Semjon kriegen und wird mit ihm glücklich werden…«

»Moment! Moment!«, rief Zamorra lachend. »Beruhige dich, Bill! Es ist noch nicht einmal ein Anfang gemacht!«

»Du schaffst es, Zamorra!«, sagte Fleming mit eiserner Zuversicht.

»Ich bin ganz sicher, dass du es schaffst!«

***

Noch am selben Tag verließ Zamorra Château Montagne. Nicole Duval blieb zurück. Sie küsste den Professor auf die Wange und wünschte ihm mit heiserer Stimme Hals und Beinbruch. Sie hatte Angst um ihn, doch sie versuchte, sich das nicht anmerken zu lassen. Erst als er zu Bill Fleming in den Wagen gestiegen war, und als die beiden weggefahren waren, schlug Nicole zitternd die Hände vors Gesicht und betete zu allen Heiligen, Zamorras gefährliche Mission möge gut vorübergehen.

Von Paris flogen sie nach London. Am nächsten Vormittag stellte Bill Fleming seinen Freund mit stolz geschwellter Brust zuerst dem Industriellen und dann dessen Tochter vor. Jessicas Teint war unnatürlich bleich. Wehmut und Sorge lagen in ihren traurigen Augen.

Sie wirkte zart und zerbrechlich, dem harten Griff eines gnadenlosen Schicksals nicht gewachsen. Zamorra bat sie, ihm von Semjon Muratow zu erzählen. Sie tat es wehmütig. Ihr Gesicht erstarrte zu einer Maske der Melancholie. Aber was sie sagte, war von einer unbeschreiblichen Wärme getragen. Noch nie hatte Zamorra ein Mädchen mit solchen Worten über einen Mann sprechen gehört. Das war wahre, echte Liebe…

Er bekam ein Foto von Muratow. Ein Spitzbube grinste in die Fotolinse. Blond, breitschultrig und ein lustiges Blinken in den Augen.

Das war Semjon. Kein Wunder, dass Jessica ihn zum Mann haben wollte, dass sie mit ihm bis an ihr Lebensende beisammenbleiben wollte. Der Junge war dem Professor allein vom Foto her schon ungemein sympathisch.

Jessica nannte Zamorra Semjons Adresse.

Zwei Stunden später arrangierte Frank Martin eine Zusammenkunft zwischen Professor Zamorra und einem Mann vom Secret Service – Jack Frankenheimer.

Sie trafen sich in einem kleinen Pub in der Nähe der St. Paul’s Cathedral. Frankenheimer sah aus wie ein englischer Lord. Schwarze Melone. Regenschirm. Regenmantel. Steife Haltung. Weißes Bärtchen,

peinlich gepflegt. Blitzblanke Schuhe. Ein Gentleman vom Scheitel bis zur sauberen Sohle. Niemand konnte ihn für einen Agenten halten. Das waren auf jeden Fall ein paar Punkte für ihn.

»Wir können uns nicht in dem Maße für den Jungen einsetzen, wie wir das gern tun würden, Professor«, sagte Frankenheimer bedauernd. Er trank alkoholfreies Bier. »Sie wissen ja, wie das so geht. Auch einem Geheimdienst sind hin und wieder die Hände gebunden. Wenn wir versuchten, den Jungen aus Russland herauszuholen, gäbe das bestimmt diplomatische Schwierigkeiten. Bei der angespannten politischen Lage einfach undenkbar. Die Russen würden uns ein solches Vorgehen niemals verzeihen. Deshalb müssen wir uns ruhig verhalten, obgleich wir unserem Freund, Mr. Frank Martin, gern einen Gefallen tun würden. Wenn aber jemand anders den Jungen aus Sibirien rausholt, können wir zu den Russen sagen, wir hätten mit dieser Angelegenheit nichts zu tun. Und sie würden vermutlich sehr bald darauf kommen, dass wir die Wahrheit gesagt haben, dass keiner von uns für den jungen Russen einen Finger gerührt hat. Natürlich werden wir nicht ganz so untätig sein, wie es den Anschein haben wird. Sie werden von uns mit Papieren versorgt, die Ihnen ein ganz klein wenig mehr Aktionsradius verschaffen, als dies unter normalen Umständen der Fall ist. Und Sie bekommen von uns Papiere für Semjon Muratow mit, der ihn als Ihren Sekretär ausweist. Außerdem werden wir unseren Mann in Sibirien wissen lassen, dass Sie kommen. Er ist ein Schulfreund von Semjon Muratow… Übrigens: Da gibt es eine letzte Meldung aus Russland. Der junge Ingenieur muss mächtig Radau gemacht haben, weil sie ihn nicht ausreisen ließen. Seine Hartnäckigkeit ging so weit, dass man ihn zum politischen Feind erklärt hat. Was das in der Sowjetunion heißt, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Jetzt ist der KGB – der russische Geheimdienst – scharf auf Semjon. Wir haben erfahren, dass sich der Junge durch eine überstürzte Flucht im letzten Augenblick einer Verhaftung entziehen konnte. Seither weiß keiner mehr, wo Semjon Muratow steckt. Sie müssen ihn also erst mal suchen. Und Sie müssen ihn schnell suchen, Professor Zamorra. Denn der KGB sucht ihn ebenfalls. Und wenn ihn der erst mal gefunden hat, können Sie Ihre Koffer packen und unverrichteter Dinge nach Hause fahren.«

Es war eine recht fruchtbare Unterredung zwischen den beiden Männern.

Einen Tag später trafen sie einander noch einmal in dem kleinen Pub. Diesmal brachte Frankenheimer die versprochenen Papiere mit. Und er gab Zamorra einen Namen mit auf den Weg: Fedja Lipski.

»Das ist unser Mann in Sibirien«, erklärte Frankenheimer. »Wenn Sie erst mal da sind, empfehle ich Ihnen, sich unverzüglich mit ihm in Verbindung zu setzen. Er weiß bereits, dass Sie kommen werden.« Der

Secret-Service-Mann hob die Schultern. »Tja. Das wäre im Moment eigentlich alles, was wir für Sie tun können. Wir werden versuchen, Sie aus der Ferne im Auge zu behalten, Zamorra. Was Sie in Russland auch anstellen werden, wir werden es erfahren – sofern die Verbindung nicht abreißt. Diese Fäden – ich muss es leider zugeben – sind an manchen Stellen verflixt dünn.«

***

Frost. Semjon Muratow lag in der verwitterten und verfallenen Köhlerhütte auf dem Boden, eingewickelt in eine stinkende, löchrige Decke, die er hier gefunden hatte. Seine Zähne schlugen klappernd aufeinander. Frost! Gott, wie ich ihn hasse! dachte der frierende Junge. Er rieb sich die Hände, hauchte in die Handflächen, warf schließlich die Decke ab und begann in der schäbigen, von ihren einstigen Bewohnern verlassenen Hütte auf und ab zu rennen. Durch die zahlreichen Risse pfiff der kalte Wind. Er rüttelte am Gebälk, als wollte er das miese Gebäude ärgerlich zerbrechen. Zwischen zweihundert und zweihundertsiebzig Tagen im Jahr gibt es in Sibirien diesen furchtbaren Frost. Und doch ist er den wenigen tapferen Gemütern, die dort leben, immer noch lieber als die warme Jahreszeit, denn der Frühling verwandelt das Land in einen von Mückenschwärmen heimgesuchten weglosen Morast.

Seit mehreren Tagen schon versteckte sich Semjon in dieser alten Hütte, die in einem finsteren Winkel der unendlichen Taiga stand.

Es heißt, dass kein halbwegs erfahrener Mensch in der Taiga umkommen kann. Sie ernährt ihn und heilt seine Wunden. Was sie dem Menschen an Nahrung anzubieten hat, ist vielgestaltig: Waldtiere, Fische, die Wurzeln bestimmter Bäume, Pilze. Praktisch für jedes Leiden – von Zahnschmerzen bis zur Herzattacke – gibt es in der Taiga eine Heilpflanze. Eine einzige Zeder kann einen Menschen ein ganzes Jahr hindurch ernähren, denn ihre ölhaltigen Nüsse zeichnen sich durch einen hohen Nährwert aus.

Bibbernd lief Semjon in der Hütte auf und ab. Er schlug so lange mit den Händen um sich, bis ihm warm war. Dann trat er ins Freie.

Er hatte rund um die Hütte einige Fallen aufgebaut. Diese wollte er nun inspizieren, um zu sehen, ob sich ein Tier darin gefangen hatte.

In der dritten Schlinge hing ein Hase. Semjon nahm ihn auf und hackte ihm seine Handkante hinter die Löffel.

Plötzlich ließ ihn ein gefährliches Knurren zur Salzsäule erstarren.

Mit einem erschrockenen Schrei wirbelte er herum. Während er sich noch drehte, riss er sein Messer aus dem Gürtel.

Da schoss ein kräftiger Wolf auf ihn zu. Das Tier war außergewöhnlich groß, und es schien ungeheuren Hunger zu haben. Mit gesträubtem Fell rannte der gefährliche Mörder auf sein Opfer zu.

Die Muskeln wurden eisenhart. Und dann sprang das knurrende Tier hoch, um dem Jungen seine blitzweißen, dolchartigen Fangzähne in die Kehle zu schlagen und diese aufzureißen.

Entsetzt schnellte Semjon zurück. Er stolperte und fiel. Der Wolfsleib prallte gegen seinen Körper. Die geifernde Schnauze suchte seinen Hals. In größter Panik stach Semjon – blind vor Angst – auf den zotteligen Angreifer ein. Der getroffene Tierleib schnellte herum. Ein fürchterliches Jaulen jagte Semjon eiskalte Schauer über den Rücken.

Er sah den weit aufgerissenen, roten Rachen dicht über seinem Gesicht und stach erneut zu. Immer und immer wieder. Gleichzeitig schlug er in wahnsinniger Angst um sich.

Obwohl der Wolf schwer verletzt war, gab er nicht auf. Seine gefährlichen Kiefer klappten hart aufeinander, als er seine Schnauze nach Semjons Arm stieß, diesen aber verfehlte.

Atemlos kämpfte der Junge um sein bedrohtes Leben. In seinem ganzen Leben hatte er sich noch nicht so sehr gefürchtet wie an diesem Tag. Trotz des Messers dachte er, der Bestie zu unterliegen. Er kämpfte verbissen um den Sieg, ums nackte Überleben. Als er es dann geschafft hatte, wollte er es nicht glauben. Es gab keinen Frost mehr für ihn. Siedendheiß war ihm. Er hätte sich alles, was er hatte, vom Leib reißen können, und ihm wäre immer noch nicht kalt gewesen. Sein aufgepeitschtes Blut brodelte durch seine Adern. Sein Herz hämmerte wie verrückt gegen die Rippen. Benommen starrte er auf den Tierkadaver, der vor seinen zitternden Füßen lag. Der Tod, dachte er. Das ist der Tod im silbergrauen Fell.

Er legte seine Hand auf den Schädel des Tieres, und es erfüllte ihn mit einem ungeahnten Triumph, diesen Kampf auf Leben und Tod für sich entschieden zu haben. Nein, die Taiga war nicht gegen ihn.

Sie war für ihn. Sie ernährte ihn und bot ihm die Gelegenheit, sich in ihr zu verstecken…

Später, in der Hütte, verzehrte er das Fleisch des Wolfs, das er über einem kleinen Feuer gebraten hatte. Er aß von seinem erbittertsten Feind. Das Fleisch war nicht besonders gut. Aber Semjon aß es trotzdem. Es schien, als wollte er sich damit den Mut und die Gefährlichkeit des getöteten Tieres aneignen…

Als er gesättigt war, wickelte er sich wieder in seine Decke. Er dachte an Jessica – und sein Herz krampfte sich in Wehmut zusammen. Was war aus seinem Leben geworden. Was hatte er noch zu erwarten? Er war auf der Flucht vor dem KGB. Irgendwann würden sie ihn erwischen. Sie erwischten fast jeden. Er konnte nicht bis an sein Lebensende in der Taiga bleiben.

Und Jessica? Wie würde es mit ihr weitergehen? Sie hatte geweint, als sie abgereist war, und sie hatte ihm versprochen, auf ihn zu warten. Wie lange würde sie wirklich warten? Zwei Jahre? Vier?

Zehn?

Und dann? Semjon legte verzweifelt die Hände auf sein Gesicht und stöhnte schwer. Er war allein. Ohne jede Hilfe. Es konnte ihm niemals gelingen, aus diesem Land, das er – seit er Jessica kennen gelernt hatte – wie nichts sonst auf der Welt hasste, rauszukommen.

Dieses Land würde sich schon sehr bald gegen ihn wenden und ihn vernichten. Zwanzig Jahre Zwangsarbeit… Das zerbricht jeden Mann. Sogar den jüngsten und kräftigsten!

Plötzlich Rufe.

Dann Hundegebell. Entsetzt federte Semjon Muratow hoch. Seine Augen irrlichterten umher. Er keuchte aus der Hütte. Zwischen den Bäumen tauchten mehrere Jäger auf. Sie waren in dicke Felljacken eingehüllt. Noch hatten sie ihn nicht entdeckt. In größter Eile lief Semjon hinter die Hütte, und dann begann er ziellos in die Tiefe des Waldes hineinzurennen. Eine wahnsinnige Angst, entdeckt zu werden, krallte sich in seinen Nacken und trieb ihn weiter, immer weiter.

Er rannte so lange, bis ihn seine Kräfte verließen.

Dann fiel er einfach um und blieb schluchzend liegen.

Ein Gejagter. Das war er und das würde er für alle Zeiten bleiben…

***

Die Hände auf dem Rücken, immer wieder auf den Zehenspitzen wippend, stand Oberst Kyrill Vitali vor der großen Wandkarte von Sibirien, die in seinem Moskauer KGB-Büro an der Wand hing. Er war ein Mann, dessen Gefühlskälte aus seinen Augen strömte. Er hatte granitharte Züge und einen bleistiftstrichdünnen Mund. Einer seiner Untergebenen stand vor seinem Schreibtisch. Der Mann trug eine billige Nickelbrille und einen zerknitterten Anzug. Von ihm war Vitali soeben über den Fall Semjon Muratow ausführlich informiert worden. Der Tenor des Berichts: Muratow war immer noch flüchtig. Jene KGB-Leute, die den Auftrag gehabt hatten, den Jungen festzunehmen, sahen sich außerstande, diesen Befehl auszuführen.

»Idioten!«, knurrte Oberst Vitali ganz hinten in der Kehle, während er den Plan von Sibirien auf sich einwirken ließ. »Alles Idioten! Können keinen verliebten Jungen einfangen. Lassen ihn wegrennen! Wie sind die bloß zum KGB gekommen?«

Der Mann mit der Nickelbrille wusste, dass Vitali darauf keine Antwort wollte. Deshalb zuckte er bloß mit der Schulter und hielt den Mund.

Der Oberst betrachtete das Uralgebirge. Ural – das Wort kommt aus dem Tatarischen und heißt Gürtel. Und hier beginnt Sibirien, hinter diesem Gürtel.

Sibirien – eine frosterstarrende Hölle. Man schätzt, dass die Bevölkerungszahl allen Widernissen zum Trotz in den nächsten 25 bis

35 Jahren auf 60 bis 100 Millionen ansteigen wird. Vitalis Blick glitt über einige Städtenamen: Omsk, Nowosibirsk, Irkutsk…

»Idioten!«, knurrte er noch einmal. »Sind nicht fähig, den Jungen zu fangen. Kyrill Vitali wird ihnen zeigen, wie man das macht!« Er wandte sich mit einem höhnischen Lächeln um. »Ich werde mir den Jungen holen. Und ich werde nur wenige Tage dazu brauchen!«

Der Mann mit der Nickelbrille nickte eifrig. Schließlich war Vitali Oberst. Allein deshalb musste er schon nicken. Aber nicht nur deshalb. Vitali war allgemein für seine außergewöhnliche Spürnase bekannt. Wenn er sagte, er würde den Jungen finden, dann war das kein schales Gerede, dann schaffte er das auch.

»Bereiten Sie alles für meine Abreise vor, Genosse!«, sagte er zu seinem Untergebenen.

»Jawohl, Genosse Oberst.«

»Ich fliege noch heute!«

»Geht in Ordnung, Genosse Oberst.«

Mit zusammengekniffenen Augen schüttelte Kyrill Vitali den Kopf. »Eine impertinente Frechheit legt dieser Junge an den Tag. Zuerst lässt er sich auf Staatskosten ausbilden, und kaum ist er ein brauchbarer Ingenieur, will er seiner Heimat den Rücken kehren und ins Ausland gehen. Verdammt undankbar ist dieser Junge, was sagen Sie dazu, Genosse?«

»Verdammt undankbar«, erwiderte der Brillenträger. »Wenn man bedenkt, wie gut Mütterchen Russland zu ihm war… Eine Frechheit, würde ich sagen!«

Vitali nickte mit aufeinander gepreßten Kiefern. »Ich werde ihm zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verhelfen. Er hat es selbst so gewollt.«

***

Seit vielen Jahren wohnte niemand in jenem Haus, in dem Fürst Micha Plotkin zu Tode gekommen war. Es stand ein wenig außerhalb von Nowosibirsk und war dem Verfall preisgegeben.

Hundert Jahre war Fürst Plotkin nun schon tot. Und auch seine männlichen Nachfahren waren auf zum Teil recht geheimnisvolle Arten ums Leben gekommen. Über all die Jahre hinweg hatte sich das Gerücht von der spukenden weißen Frau mit einer verblüffenden Hartnäckigkeit gehalten. Man sprach nicht gern darüber, doch hin und wieder kam doch die Rede auf jenen geheimnisumwitterten Geist.

»In Vollmondnächten«, sagte Oleg Dagorski mit schwerer Zunge, »soll sie aus ihrem Pfeiler kommen und auf dem Grundstück spuken.«

»Blödsinn«, sagte Tichon Sellnow, der ebensoviel grusinischen Wein wie sein Gast getrunken hatte. »Eine weiße Frau! Ein Spuk. Blödsinn, sag’ ich.«

Dagorski schaute seine Frau an. »Milda. Sag du es ihm.«

Milda bestätigte die Worte ihres Mannes mit einem ernsten Kopfnicken. Als Sellnow wieder »Blödsinn« sagte, sah sich Milda zu der Äußerung veranlasst: »Im Ernst, Tichon. Es gibt diese weiße Frau.«

Sellnow kniff die Augen listig zusammen. Er stieß seine Frau an und meinte kichernd: »Merkst du was, Valentina? Die beiden wollen mich auf den Arm nehmen. Aber darauf falle ich nicht herein. So blau bin ich noch nicht, dass ihr mir das einreden könnt. Da muss ich kurz vor der Ohnmacht stehen… Und selbst dann nehme ich euch eure Schauergeschichte nicht ab.«

Oleg Dagorski zündete sich eine Papirossa an und blies den Rauch über den Tisch. Valentina hustete, doch das störte Oleg nicht. Er war ein schwerer, gutmütiger Brocken, der einen Stier mit einem einzigen Faustschlag niederstrecken konnte. In seinem Vollbart gab es Läuse, und er kratzte sich ununterbrochen irgendwo im Gesicht. Seine Augen waren groß und glasig. Er und Tichon Sellnow hatten längst die Übersicht verloren, wie viel sie an diesem Abend bereits getrunken hatten.

Ärgerlich starrte er seinen Freund und Nachbarn an. Sellnow war so dünn, dass er nur zwei Krankheiten kriegen konnte: Den Beinfraß oder eine Hautkrankheit.

»Und ich sage dir noch einmal, es gibt die weiße Frau, Tichon!«

»Dann muss ich noch einmal sagen: Blödsinn!«

»Der Blödsinn bist du selbst!«

»Ach, halt’s Maul, Oleg.«

»Fangt jetzt bloß nicht wieder an zu streiten!«, schrie Milda wütend dazwischen, und ihre großen schwarzen Augen funkelten leidenschaftlich. Sie erkannte die Anzeichen zum Glück immer rechtzeitig. Trotzdem prügelten sich Oleg und Tichon manchmal im Suff, ohne dass ihre Freundschaft deswegen jemals gelitten hätte. Schon am nächsten Tag grüßten sie sich bereits wieder freundlich und taten so, als wäre nichts geschehen. Eine wetterfeste Freundschaft nannten sie das.

Tichon Sellnow wandte sich mit seinen weinglänzenden Augen brummig an Milda. »Habt ihr beide die weiße Frau schon einmal gesehen, he? Ich bin sicher, das habt ihr nicht. Aber ihr redet, als ob ihr mit ihr verwandt wäret.«

»Sie spukt dort draußen!«, beharrte Oleg.

»Sag deinem Mann, er soll endlich den Mund halten!« knurrte Tichon. »Sag ihm, er soll mich nicht reizen, Milda! Ich bin bei Gott ein gutmütiger Mensch…«

»Pah… Ein gutmütiger Mensch!«, spottete Oleg.

»Etwa nicht?«

»Willst du unbedingt, dass Oleg dich wieder verprügelt?«, fragte nun Valentina ärgerlich ihren Mann. Sie hatte schmale Hüften und einen

kleinen Busen.

»Oleg?«, schrie Sellnow lachend auf. »Mich verprügeln? Mich?«

»Es wäre nicht das erste Mal!«

»Was ist denn nur heute mit euch?«, schrie Sellnow. »Alle hackt ihr auf mich los! Ich habe keinem von euch etwas getan! Ich habe lediglich gesagt, dass es Blödsinn ist, was Oleg von diesem komischen Spuk erzählt. Dabei bleibe ich! Und wenn ihr euch alle auf den Kopf stellt. Es gibt keine Gespenster! Nicht bei uns in Sibirien. Und wenn ihr es trotzdem behauptet, dann seid ihr verrückt!«

Es ging noch eine Weile so hin und her. Die Funken, die durch die Luft flogen, fielen zum Glück immer neben das Pulverfass. Die Männer tranken mehr vom grusinischen Wein, und da sich ihre Frauen ärgerten, hielten sie tüchtig mit. Und schließlich verlangte Tichon Sellnow einen Beweis für Oleg Dagorskis Behauptung. Es hieß, dass die weiße Frau sich bei Vollmond um Mitternacht zeigte.

Nun. Es war Vollmond. Und es war kurz vor Mitternacht. Also – worauf noch warten.

Milda Dagorskaja wollte jedoch nichts von einem solchen nächtlichen Ausflug wissen. Und auch Valentina Sellnowa fröstelte allein schon bei dem Gedanken, um diese Zeit aus dem Haus zu gehen, weil die beiden Männer die weiße Frau spuken sehen wollten.

Milda sagte: »Es heißt, dass jemand, der die weiße Frau sieht, sein ganzes Leben lang kein Glück mehr hat. Er wird vom Pech verfolgt. Krankheiten und Unfälle drohen ihm… Haltet mich für abergläubisch und furchtsam, das stört mich nicht. Aber ich will die weiße Frau nicht sehen. Ich habe Angst vor ihr.«

Tichon Sellnow grinste. »Erstens gibt es sie gar nicht. Und zweitens kann uns ihr Anblick – sollte es sie, was ich nie und nimmer glaube, doch geben – niemals schaden, Milda. Du gehst doch nicht allein dorthin. Dein Mann und ich werden dich beschützen. Es kann dir nichts geschehen. Mach doch mit bei dem Blödsinn. Es ist ein Spaß. Wir ziehen los, sehen uns den Torpfeiler an, warten, es wird nichts passieren, und wir kehren eine halbe Stunde später wieder nach Hause zurück.«

Die Männer brachten ihre Frauen schließlich so weit, dass sie mit ihnen gingen. Grölend, lachend und scherzend zogen sie durch einen kleinen Wald. Von weitem schon sahen sie die hohe Mauer, die das Plotkinsche Anwesen einfriedete. Die Mauer schien auf eine seltsame Weise zu fluoreszieren. Milda und Valentina blieben hinter ihren Männern ängstlich zurück. Sie reichten sich die Hände, um sich ein wenig Mut zu machen. Oleg und Tichon marschierten singend voran. Hin und wieder stolperten sie über Wurzeln. Sie wankten und schwankten. Der schwere grusinische Wein versuchte sie mehrmals umzuwerfen, doch sie richteten sich aneinander wieder auf. Der helle

Vollmond warf ihnen ihre eigenen Schatten vor die Füße. Sie erreichten das rostzerfressene Gittertor.

»Welcher Pfeiler ist es?«, fragte Tichon, der die Geschichte schon wieder teilweise verschwitzt hatte.

»Der da!«, sagte Oleg. Mit einemmal verflog seine Heiterkeit. Ein seltsames Gefühl beschlich ihn. Angst? Vielleicht. Er vermochte es in seinem Rausch nicht so genau zu erkennen. Hinter ihnen standen ihre jungen Frauen. Sie umarmten sich zitternd und lauschten ängstlich in die Nacht hinein.

Tichon Sellnow stand breitbeinig vor dem Torpfeiler. Er schwankte vor und zurück, grinste dämlich und erwartete nichts. Oleg zog den Hals ein. Obwohl er warm angezogen war, fror ihn erbärmlich.

Zum Unterschied von Sellnow befürchtete er etwas Schauriges. Er hörte seinen schnellen Atem, der ihm wie eine Nebelfahne aus dem Mund flog und sofort zerfaserte. Er vernahm ein gespenstisches Rauschen von Blättern, so, als würde jemand durch das nahe Gebüsch jenseits der Mauer schleichen. Nur Tichon Sellnow hatte keine Angst. Der Wein machte aus ihm einen grinsenden Narren.

»Nun, Brüderchen?«, sagte er feixend. Und er stieß den Freund mit dem Ellenbogen an. »Wo ist deine weiße Frau, he? Ich kann sie nicht sehen, nicht hören, nicht riechen.«

»Und fühlen?«, fragte Oleg mit furchtgeweiteten Augen.

Tichon schüttelte den schmalen Kopf. »Ich fühle nur den Rausch in meinem Schädel.«

»So besoffen bist du? Dass du ihre Nähe nicht spürst?«

Tichon brummte unwillig. »Wie soll ich etwas spüren, das nicht vorhanden ist, Brüderchen? Kannst du mir das erklären?«

Ein Seufzer. Tief und geisterhaft. Keiner von den vier Menschen hatte ihn ausgestoßen. Und doch hatten sie ihn alle ganz deutlich vernommen. Sogar Tichon Sellnow hatte ihn gehört.

Olegs Kopf ruckte zu ihm herum. Seine Augen flatterten. »Nun?«, ächzte er aufgeregt. »Was sagst du jetzt? Hast du das Seufzen gehört? Du musst es gehört haben. Wir alle haben es gehört.«

»Ich sag' ja nicht, dass ich es nicht gehört habe!«, gab Tichon Sellnow ärgerlich zurück.

»Das war sie«, stieß Oleg Dagorski nervös hervor. Er schaute sich ängstlich um. Seine fiebrigen Augen wollten überall ein Gespenst sehen. Mehrmals war ihm, als streckte jemand aus einem der Büsche eine weiße Totenhand heraus und winkte ihn zu sich. Er hielt gebannt den Atem an. Sein unruhiger Blick wanderte zum Torpfosten zurück. Grau und unansehnlich war er im Laufe der Zeit geworden.

An vielen Stellen gab es tiefe schwarze Risse. Und aus diesen schien der gruselige Seufzer vorhin gekommen zu sein. Oleg Dagorski hätte gern vorgeschlagen, nach Hause zu gehen, aber er wollte nicht als

Feigling dastehen. Tichon hätte ihn deswegen jahrelang ausgelacht.

Deshalb blieb er, obwohl er sich nicht wohl in seiner Haut fühlte.

Insgeheim hoffte er, dass die Frauen den Vorschlag machen würden, der in seinem Hals steckte und ihn furchtbar würgte. Doch die Frauen hatten Angst, den Mund aufzumachen. Sie standen hinter ihren Männern, starrten den hässlichen alten Pfeiler an und waren nicht fähig, irgendetwas zu tun oder zu sagen.

Oleg spürte als Erster, dass die weiße Frau ihr Erscheinen ankündigte. Obwohl er genauso betrunken war wie Tichon, fühlte er ein leises Beben unter seinen Füßen. Durch seine pelzgefütterten Stiefel kroch ihm die Kälte in die Knochen. Er wollte sich umdrehen, doch etwas zwang ihn, den Pfeiler anzuglotzen. Ein Lichtschein sickerte daraus hervor. Erst nur zu vermuten. Dann intensiver. Und plötzlich leuchtete vor ihren entsetzt aufgerissenen Augen der schneeweiße Körper einer Frau auf. Mit einem bestürzten Schrei wichen die Männer zurück. Anja Plotkinowa flog ihnen wütend entgegen, weil sie ihre Ruhe gestört hatten. Sie kreischte und tobte über ihren Köpfen, dass ihnen die Haare zu Berge standen. Sie entfachte einen Sturm, der die Blätter von den Büschen riss und sogar einen Baum entwurzelte.

Da verließ Oleg und Tichon ihr Wagemut.

Sie stürzten sich keuchend auf ihre Frauen, packten die Verdatterten an der Hand und rissen sie, Hals über Kopf davonrennend, mit sich. Hinter ihnen stieß das Gespenst wüste Flüche und hässliche Schimpfworte aus. Mit rot glühenden Augen verfolgte Anja die panikartige Flucht der beiden Ehepaare. Sie schrie ihnen zornige Verwünschungen nach und schleuderte zu guter Letzt das Versprechen hinter ihnen her, dafür zu sorgen, dass sie fortan nur noch Pech haben würden…

***

Am nächsten Tag traf Oberst Kyrill Vitali in Nowosibirsk ein. Er ließ sofort die beiden KGB-Leute zu sich ins Hotel kommen, um sie mit gebrüllten Vorwürfen gründlich zur Schnecke zu machen. Er bot ihnen nicht die Möglichkeit, sich zu rechtfertigen. Das war seine Taktik, mit der er überall großen Erfolg hatte. Als er mit seinem Wutausbruch fertig war, gestattete er ihnen, ihm auf seine Fragen ohne viele Ausflüchte klar und deutlich zu antworten. So erfuhr Vitali, dass sich Semjon Muratow irgendwo in der nahen Taiga versteckt halte. Eine Gruppe von Jägern habe in einer verfallenen Köhlerhütte Spuren entdeckt, die von Semjon stammen konnten. Mit einem Wolgawagen ließ sich Vitali so nahe wie möglich an den Wald heranbringen. Dann mussten die beiden KGB-Männer mit ihm zu jener Hütte gehen. Der Oberst sah sich da eine volle Stunde lang um. Darum war er davon

überzeugt, dass sich in dieser Hütte jener Mann aufgehalten hatte, hinter dem er her war. Er befahl den Leuten, jeden Tag zur Hütte zu gehen und nachzusehen, ob Semjon Muratow hierher zurückgekehrt sei.

Grinsend meinte er: »Wenn er auch nur für einen Rubel Hirn im Schädel hat, kommt er nicht mehr hierher zurück… Anderseits aber … Wohin soll er gehen? Der Winter steht vor der Tür. Wenn er nicht erfrieren will, muss er sich beizeiten einen Unterschlupf suchen!«

Sie kehrten nach Nowosibirsk zurück. Kyrill Vitali begann noch am selben Tag mit seinen Ermittlungen. Er telefonierte mit einigen Leuten und machte ihnen allen ein heißes Feuerchen unter den Hintern. Sie sollten wissen, dass er eigens wegen dieses flüchtigen Jungen von Moskau hierher gekommen war, und sie sollten alle vor ihm zittern. Das machte ihre Augen und Ohren auf. Und wenn ihnen etwas auffiel, würden sie nichts Eiligeres zu tun haben, als es ihm noch in derselben Stunde mitzuteilen.

KGB – das ist in Russland eine Zauberformel. Davor gehen die mutigsten Männer in die Knie. KGB – das ist eine Organisation, die der Teufel persönlich gegründet hat.

Vitali legte unzählige Fußangeln aus. Mit geballten Fäusten stand er am Fenster seines Hotelzimmers und blickte auf die Straße hinunter.

»Ich werde ihn finden!«, sagte er, und es klang wie ein feierlicher Schwur. »Keine Frage! Oberst Kyrill Vitali wird diesen verrückten Hitzkopf, der sich gegen sein Vaterland gewandt hat, zur Strecke bringen!«

***

Zamorra kam in Moskau an, stieg in eine Maschine der Aeroflot um und flog eine halbe Stunde später nach Nowosibirsk weiter. Es war eine Maschine vom Typ AN-2, in der der Professor saß. Er blickte aus dem Fenster. Unter ihm lag die unfassbare Weite Sibiriens.

Nicht das leiseste Anzeichen von Leben zeigte sich auf schier endlosen Strecken. Eine dunkle, grünlich getönte Leere, durch die sich zahllose Erosionsgräben und träge fließende Wasserläufe zogen…

Endlich Nowosibirsk – das sibirische Chicago… Die Stadt mit den breiten Schultern. Sie ist riesig, geschäftig, wirtschaftsstark und platzt aus den Nähten.

Schon auf dem Flugplatz fiel Zamorra ein Transparent auf: KOMMUNISMUS IST DIE SOWJETMACHT PLUS ELEKTRIFIZIERUNG DES GANZEN LANDES!

Zamorra betrat die Ankunftshalle. Zahlreiche Formalitäten waren zu erledigen. Überall stand Miliz. Die Männer mit den misstrauischen Gesichtern rauchten ihre Papirossa und musterten jeden Ankömmling eingehend.

Es war kalt. Zamorra schloss seinen dicken Mantel. Plötzlich fuchtelte jemand mit der Hand über den Köpfen der anderen Leute herum. Und er schrie: »Professor! Professor Zamorra! Hierher! Professor Zamorra!«

Der Parapsychologe sah, wie die Leute geschubst und gestoßen wurden. Gleich darauf bildete die Menge eine schmale Gasse, durch die sich ein kleiner Mann mit Pelzmütze zwängte. Sein Gesicht war rot von der Aufregung. Er lachte. Seine Augen strahlten. Der dick wuchernde Backenbart schien sich durch die Aufregung seines Trägers zu sträuben. Der Mann war Professor Jakowlew. Zamorras Einladung an die Universität von Nowosibirsk war sozusagen auf seinem Mist gewachsen.

Endlich erreichte Jakowlew den Parapsychologen. Lachend begrüßten sie einander. Sie sahen sich hier nicht zum ersten Mal. Auf einer Tagung für Parapsychologen waren sie einander schon zweimal in Sofia begegnet. Sie hatten zusammen fachgesimpelt und anschließend zusammen gefeiert.

»Zamorra!«, rief Jakowlew grinsend. »Endlich! Ich warte schon seit einer Stunde.«

»Die Maschine kam planmäßig an.«

»Das ist richtig. Aber ich wollte nicht zu spät kommen. Deshalb habe ich lieber eine Stunde auf der Bank gesessen. Ein so bemerkenswerter Gast… Den darf man doch nicht warten lassen. Den muss man mit großem Bahnhof abholen.«

Der »große Bahnhof« bestand lediglich aus Jakowlew und zwei Männern, die der Professor für Zamorras Gepäck mitgebracht hatte.

Jakowlew bellte den stupide dreinschauenden Männern seine Befehle zu. Die Russen packten, was Zamorra gehörte, und schleppten es hastig zum wartenden Taxi.

»Es ist alles vorbereitet, Professor Zamorra«, sagte Jakowlew eifrig. »Auf der Universität ist man schon sehr neugierig auf Sie.«

Zamorra lachte. »Hoffentlich sind Sie bei der Wahrheit geblieben, als Sie den Studenten von mir erzählten, Jakowlew. Sonst werden die jungen Leute mächtig enttäuscht sein, wenn sie dahinter kommen, dass ein ganz gewöhnlicher Mensch zu ihnen spricht.«

Jakowlew winkte hastig ab. »Ach was, Zamorra! Sie sind zu bescheiden. Sie sind kein ganz gewöhnlicher Mensch!«

»Ich fühle mich sehr wohl als solcher.«

»Denken Sie, ich hätte Sie an unsere Universität eingeladen, wenn Sie einer wären?«

Zamorra grinste. »Das ist allerdings ein Argument, das man nicht so leicht entkräften kann.«

Sie setzten sich in das Taxi. Es war ein Wolga. Blitzsauber. Gerade erst aus der Fabrik gekommen. Die Männer von Jakowlew verstauten

Zamorras Gepäck im Kofferraum und blieben dann zurück.

»Akademgorod!«, sagte der Russe zum Taxifahrer. Der nickte eifrig und startete den kräftigen Motor. »Hatten Sie einen guten Flug, Zamorra?«, erkundigte sich Jakowlew und verschränkte seine Arme vor der wattierten Brust.

»Er verlief ohne jeden Zwischenfall«, gab Zamorra zurück.

»Ich freue mich, Sie wiederzusehen.«

»Ich mich auch.«

»Sie haben doch heute Abend ein wenig Zeit für mich.«

»Sie wollen mit mir einen heben?«, fragte Zamorra.

Der Russe grinste schelmisch. »Einen oder zwei. Oder mehrere. Das liegt bei Ihnen.«

Das Taxi fuhr eine tadellose Schotterstraße entlang. Sie zog sich durch einen aus Kiefern und Birken bestehenden Wald hindurch.

Neben der Straße, die von Nowosibirsk nach Akademgorod führte, waren die Gleise der »Elektritschka«, der elektrifizierten Vorortbahn, zu sehen. Alles machte einen neuen, gut gepflegten Eindruck.

Und wieder tauchte an der Straßenseite ein Transparent auf: DIE MACHT RUSSLANDS WIRD MIT SIBIRIEN WACHSEN.

Und dann kam Akademgorod. Diese Stadt liegt auf dem gleichen Breitengrad wie die Insel Sylt. Man brauchte nur sieben Jahre, um sie zu erbauen. Mitten im unberührten Taigawald. Es gibt keine Vororte. Die Stadt hört genauso auf, wie sie beginnt: eine wunderschöne Insel in einem endlosen grünen Ozean.

Eine außergewöhnlich gut bewachte Insel allerdings. Zahlreiche Kontrollen mussten die beiden Professoren über sich ergehen lassen.

Da Zamorra aber in Begleitung von Jakowlew war, ging alles ein wenig schneller als sonst.

Auf Zamorra machte Akademgorod einen angenehmen und intelligenten Eindruck. Dies galt sogar für die Farbgebung. Das Straßenbild vieler sibirischer Städte zeigt eine entsetzliche Farblosigkeit.

Nicht so Akademgorod. Dieses Städtchen atmet gleichsam Farben.

»Sie werden mit Ihrem Zimmer im Stadthotel zufrieden sein, Zamorra«, meinte Jakowlew augenzwinkernd. Das war tatsächlich der Fall. Zehn Stockwerke hatte das Stadthotel. Es war das Beste von Russland. Und es stand hinter einer Baumgruppe aus Birken, Kiefern und Lärchen. Jeder Komfort war vorhanden. Der ausländische Gast sollte nicht meinen, hinter den Mond geraten zu sein. Sobald Jakowlew alles zu Zamorras bester Zufriedenheit arrangiert hatte, verabschiedete er sich von ihm.

»Sie werden jetzt Ihre Koffer auspacken wollen. Vielleicht möchten Sie sich ausruhen. Deshalb werde ich Sie jetzt allein lassen«, sagte er. »Aber um zwanzig Uhr bin ich wieder hier. Und dann wird das

Wiedersehen tüchtig gefeiert.«

»Es darf nicht zu feucht werden!«, lachte Zamorra. »Schließlich habe ich morgen schon meinen ersten Vortrag zu halten.«

Sobald Jakowlew draußen war, fiel die Heiterkeit von Zamorra ab wie eingetrockneter Lehm. Ihm war nicht zum Lachen. Er machte sich Sorgen, hatte bisher nur keine Gelegenheit gehabt, sie an die Oberfläche dringen zu lassen. Doch nun waren sie da. Und sie brannten ihn auf der Haut wie kochendes Öl.

Was er gesehen hatte, entmutigte ihn. Wie sollte er hier in dieser unfassbaren Weite einen jungen Mann namens Semjon Muratow finden? Jetzt, wo er hier war, in diesem Land, in dem alles mit anderen Maßstäben gemessen wurde, begriff er erst, dass es leichtsinnig gewesen war, zu versprechen, den jungen Ingenieur aus Russland herauszuholen. Er hatte etwas versprochen, was so gut wie unmöglich zu sein schien. Allein den Jungen zu finden, stellte für ihn im Augenblick ein unlösbares Problem dar.

Es war ihm fast lieber, auf Geister und Dämonen Jagd zu machen, denn da wusste er wenigstens, woran er war. Hier hingegen hing er regelrecht in der Luft. Seine Füße spürten keinen Boden. Das machte ihn unsicher. Er hätte kein solches Versprechen geben sollen. Jessica und Bill klammerten sich daran. Sie alle warteten darauf, dass Zamorra hier in Sibirien ein kleines Wunder vollbrachte.

Seufzend ließ er sich auf das Bett fallen, nachdem er die Koffer ausgeräumt und alles im Schrank verstaut hatte.

Der Name Fedja Lipski fiel ihm ein, und er beschloss, diesen Mann sogleich aufzusuchen.

Als er Akademgorod verließ, wollten ihn die Wachmannschaften zerlegen. Voll brennender Ungeduld ließ er die vielen Kontrollen über sich ergehen. Dann fuhr er mit einem gemieteten Moskwitsch nach Nowosibirsk zurück.

Er brauchte nicht in die Stadt hineinzufahren. Lipski sollte in einem Haus wohnen, das weit vor dem Stadtrand stand. Wenn er mir nicht helfend unter die Arme greift, weiß ich nicht, wo ich den Jungen suchen soll, dachte Zamorra.

***

Als die Aeroflot-Maschine, in der Professor Zamorra saß, sich auf die Landebahn von Nowosibirsk herabsenkte, blickte Fedja Lipski auf seine Armbanduhr. Er nagte nervös an der Unterlippe. Die AN-2 war über das Dach seines Hauses hinweggerast. Dass Zamorra sich darin befand, wusste er. Schnell ging er zu einem alten Schrank und nahm die Wodkaflasche heraus. Ein Gläschen sollte seinen Kummer ein wenig lindern.

Mit Schwung schüttete er sich den klaren Wodka in die Kehle.

Dann meinte er brummig: »Semjon, du verrückter Hund. Es gibt so viele schöne dralle Russinnen. Wahre Prachtexemplare sind das. Warum musstest du dich ausgerechnet in Jessica Martin verlieben? Kannst du mir das verraten? Nein, das kannst du gewiss nicht!«

Lipski goss sein Glas erneut voll.

Es klopfte. Fedja Lipski beendete sein Selbstgespräch. Er sperrte die Wodkaflasche in den Schrank, denn jeder, der zu ihm kam, war es nicht wert, ein Gläschen zu bekommen.

Wieder klopfte es. Da schien jemand mit einem Hammer gegen die Tür zu schlagen. Die Hiebe hallten durch das ganze Haus. Lipski hob gleichmütig die Schultern und schürzte die Unterlippe. »Ein Bär vielleicht«, sagte er. »Das wäre immer noch besser als einer vom KGB. Soll sich ja einer aus Moskau in der Gegend herumtreiben.«

Erneutes Klopfen.

»Ja! Ja!«, schrie Lipski ärgerlich. »Ich komm schon. Soll ich fliegen oder rasen?«

Grimmig begab er sich zur Tür. Er war ein großer Mann, drahtig, mit schmalen Schultern und einem kleinen Kopf, aus dem listige Augen herausschauten.

Mürrisch riss er die Tür auf. Was er als erstes sah, war ein KGB-Ausweis. Dann erst entdeckte er das Gesicht von Oberst Kyrill Vitali. Granitharte Züge. Ein bleistiftstrichdünner Mund. Und aus den Augen strömte eine eisige Gefühlskälte. Natürlich. Nur solche Menschen bringen es beim KGB zum Oberst!

Obwohl Lipski erschrak, ließ er es sich nicht anmerken. Mit fester Stimme fragte er: »Sie wünschen?«

»Sind Sie Fedja Lipski?«, fragte der KGB-Oberst und steckte seinen Ausweis ein, der ihm überall Tür und Tor öffnete.

»Ja, der bin ich.«

»Ich muss mit Ihnen reden.«

»Worüber?«

»Wollen Sie mich nicht ins Haus bitten, Genosse?«

»Natürlich. Entschuldigen Sie. Kommen Sie herein, Genosse Oberst.«

Mit einem spöttischen Lächeln trat Vitali ein. Vielleicht ist es der KGB, der mich zwingt, für den Secret Service zu arbeiten, dachte Lipski ärgerlich. Vielleicht ist es das System in diesem Land, das einen KGB zulässt und Leute wie mich sein Vaterland hassen lässt…

Im Wohnzimmer setzte sich Vitali, ohne dass er dazu aufgefordert worden wäre. Der KGB war in jedem russischen Haus willkommen.

Und er vertrat ihn. Also war er willkommen. Zumindest wagte kein Russe, das Gegenteil zu behaupten.

Lipski setzte sich ebenfalls. Seit er wusste, dass sich dieser Oberst in der Gegend herumtrieb, hatte er mit seinem Besuch gerechnet.

Und nun, wo Vitali da war, war Lipski mulmig im Magen. Klar, dass

Kyrill Vitali wegen Semjon gekommen war.
»Darf ich Ihnen etwas anbieten?«, erkundigte sich Lipski.
Vitali verlangte Wodka. Sie tranken gemeinsam.
»Ich komme zu Ihnen, Genosse Lipski«, begann schließlich der Mann vom KGB, »weil Sie mit einem Mann namens Semjon Muratow zur Schule gegangen sind.«
Lipski lächelte, als würde er sich dunkel an den Schulfreund erinnern.
»Semjon… Ja. Ein gescheites Kerlchen.«
Vitali zog die Brauen zusammen. »Nun, gar so gescheit scheint er nicht zu sein. Man hat ihn zum politischen Feind erklärt.«
Lipski erschrak sehr gut. »Zum politischen Feind? Semjon Muratow? Das kann ich nicht glauben!«
»Wenn ich es sage…«
»Es klingt so, als würden Sie sagen, man hätte Breschnew aus der Partei ausgeschlossen.«
Vitali schoss Lipski einen eiskalten Blick zu.
»Verzeihen Sie«, sagte der Agent daraufhin schnell. »Das war wohl kein passender Vergleich.«
»Nein, Genosse Lipski. Das war es wirklich nicht.«
Fedja Lipski bat den Oberst, ihm zu erzählen, wie es mit seinem Schulfreund so weit kommen konnte. Kyrill Vitali erzählte, was Fedja längst wusste, aber offiziell nicht wissen durfte.
»So ist das also«, sagte er, als der Oberst geendet hatte. »In ein englisches Mädchen hat er sich verliebt, dieser Ochse. Aufsässig ist er geworden, als man ihm – verständlicherweise – die Ausreisegenehmigung nicht erteilte…«
»Das ist Ihr Freund!«, sagte Vitali kalt.
Lipski hob sofort beide Hände. »Das war mein Freund, Genosse Oberst. Er ist es schon lange nicht mehr.« Es war gefährlich, solche Freunde zu haben, deshalb musste sich Fedja von Semjon sofort distanzieren.
»Er konnte sich seiner Verhaftung entziehen!«, knurrte Vitali. »Ist seither flüchtig. Ich will ihn haben, Fedja Lipski…«
»Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, Genosse Oberst…«
»Seine Wohnung wird bewacht. Außer Ihnen hat er keinen Freund…«
»Auch ich bin seit langem nicht mehr sein Freund, Genosse Oberst.«
»Weshalb eigentlich nicht?«
Lipski zuckte die Achseln. »Seine politischen Ansichten gefielen mir nicht.«
Der hellhörige KGB-Oberst kniff sofort die Augen zusammen.
»Was hatte er denn für Ansichten?«
»Er nannte ganz Russland einen Misthaufen… Und er war gegen Kossygin …«

Vitalis Gesicht wurde grau. »Und da haben Sie ihn nicht sofort angezeigt, Genosse?«
Lipski zuckte mit den Achseln. »Damals war er noch mein Freund.«
»Freund hin, Freund her. Sie hätten ihn anzeigen müssen!«, schrie Vitali aufgebracht. »Ich weiß nicht, ob ich nicht auch Schritte gegen Sie unternehmen sollte!«
Lipski erschrak. Verflucht, er hatte zu dick aufgetragen. Nun versuchte er hastig, die Wogen wieder zu glätten. Er schwächte ab, wo er konnte, und er gab dem Oberst wieder zu trinken, um ihn versöhnlicher zu stimmen. Er hatte Glück. Vitalis Jagdfieber war auf Semjon ausgerichtet. Er wollte sich nicht verzetteln.
»Wo kann sich Ihr ehemaliger Schulfreund verkrochen haben, Fedja Lipski? Wir wissen, dass er sich hier in der Gegend herumtreibt. Vielleicht wird er versuchen, aus Russland rauszukommen. Aber allzu weit wird er nicht kommen. Die Miliz weiß, dass wir ihn suchen. Früher oder später wird sie ihn schnappen, darüber besteht nicht der geringste Zweifel. Aber ich habe nicht die Geduld, so lange zu warten. Ich will den Jungen in den nächsten Tagen kassieren und vor Gericht bringen, verstehen Sie?«
Lipski nickte ernst. »Er verdient es nicht anders, Genosse Oberst.«
»Kennen Sie hier in der Gegend ein Versteck? Eines von früher vielleicht. Wo Sie sich als Kinder verborgen haben. An das sich Semjon Muratow nun wieder erinnern könnte…«
Fedja schüttelte langsam den Kopf. »Tut mir aufrichtig Leid, Genosse Oberst. Aber es hat niemals ein solches Versteck gegeben. Ich nehme an, Semjon ist in die Taiga geflohen.«
»Wenn der Winter kommt – und der kommt bald –, wird ihn die Taiga umbringen. Das weiß er. Deshalb braucht er ein frostsicheres Versteck.«
»Ich kenne keines«, sagte Lipski. Und dabei blieb er.
Kyrill Vitali hob den Finger. »Ich warne Sie, Fedja Lipski. Sollten Sie mir irgendetwas verheimlichen…«
Lipski gab sich entrüstet. »Ich wäre verrückt, wenn ich das täte.«
Diese Äußerung gefiel dem Oberst. Er nickte zustimmend. »Das wären Sie in der Tat…«

***

Das schaurige Erlebnis ging den beiden Ehepaaren nicht mehr aus dem Kopf. Sie hatten Angst vor jedem Schritt, den sie aus dem Haus machten. Anja Plotkinowa hatte sie verflucht, weil sie es gewagt hatten, in jener Vollmondnacht ihre Ruhe zu stören. Nie wieder sollten sie Glück haben. Und nun warteten sie Tag für Tag darauf, dass irgendetwas Schlimmes passierte. Milda Dagorskaja hockte die meiste Zeit zu Hause und weinte leise vor sich hin. Valentina Sellnowa erging

es ähnlich. Oleg Dagorski arbeitete in einer Druckerei. Er wagte kaum einen Handgriff zu tun, weil er befürchtete, es könnte dabei zu einem bösen Unfall kommen. Und Tichon Sellnow – er war Holzfäller – rechnete jeden Tag damit, dass ihn einer der Bäume erschlagen würde.

Noch war nichts geschehen.

Das hieß aber noch lange nicht, dass auch in Zukunft nichts passieren würde.

Es war zu jener Stunde, wo Kyrill Vitali wie ein Bär gegen die Tür von Fedja Lipskis Haus getrommelt hatte. Oleg Dagorski war dabei, ein Flugblatt für eine kleine Parteiversammlung anzufertigen. Die Lettern standen bereits auf dem Satzschiff. Nun fügte Dagorski Blindmaterial hinzu. Er legte immer wieder die handgezeichnete Vorlage an, um zu messen, ob die vorgeschriebene Satzhöhe schon erreicht war. Als Blickfang sollte ein Klischee verwendet werden, doch der Holzklotz, auf den die Druckplatte aufgenagelt war, war etwas zu groß. Also musste es abgeschnitten werden.

Dagorski begab sich in die kleine Kammer, in der sich die Kreissäge befand. Mit gemischten Gefühlen schaltete er sie ein. Bestimmt hätte er gern einen Kollegen gebeten, diese Arbeit für ihn zu tun, doch was hätte er sagen sollen? Dass er Angst hatte, die Kreissäge zu bedienen? Sie hätten ihn alle ausgelacht. Der ganze Betrieb hätte ihn zum Gespött gemacht. Schrill pfeifend rotierte die gezackte Metallscheibe. Oleg klemmte das Klischee in die dafür vorgesehene Halterung. Schweiß brach ihm aus den Poren, als er den Holzklotz nun langsam auf die Kreissäge zu bewegte.

Er schien das Unheil zu fühlen, das hier drinnen in diesem kleinen engen Raum, in dem man kaum genug Luft zum Atmen hatte, auf ihn lauerte. Er – ein Mann mit den Schultern eines Ringers – hatte schreckliche Angst.

Nun fassten die Zähne. Die Säge kreischte schrill auf. Es roch nach verbranntem Holz. Die Zähne fraßen sich in das Holz wie ein heißes Messer in Butter.

Doch plötzlich gab es einen singenden Ton. Die Metallscheibe der Säge brach. Jaulend flog ein Teil davon weg. Es flog so rasend schnell, dass es Oleg Dagorski nicht einmal sah. Er war auch nicht in der Lage, zu reagieren.

Das Metall sauste Oleg tief in den Hals. Er spürte keinen Schmerz, nur einen harten Schlag, der ihn nach hinten gegen die Holzwand schleuderte.

Mit schreckgeweiteten Augen sah er, dass alles um ihn herum voll mit seinem Blut war.

Er wollte um Hilfe schreien, doch er brachte keinen Ton hervor.

Kurz darauf setzten die höllischen Schmerzen ein.

Als man ihn endlich in jener kleinen Kammer entdeckte, lebte er

bereits nicht mehr…

***

»Professor Zamorra«, sagte Fedja Lipski und musterte den Eintretenden aufmerksam. »Man hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie sollen ein außergewöhnlicher Mensch sein. Und Sie sollen sehr viel Mut haben. Nun, sehr viel Mut werden Sie brauchen. Wissen Sie, wer vor einer halben Stunde hier durch diese Tür mein Haus verlassen hat?«

»Wer?«, fragte Zamorra.

»Kyrill Vitali. Der schärfste Spürhund des KGB. Der Oberst ist davon überzeugt, dass er den armen Semjon ausfindig macht. Seit er hier bei mir war, bin ich fast geneigt, diese Überzeugung mit ihm zu teilen.«

»Ihre Worte strotzen geradezu von Optimismus«, sagte Zamorra sarkastisch. »In einer ähnlichen Gemütsverfassung bin ich selbst, Fedja. Ich hatte gehofft, Sie würden mir etwas sagen, was mich aufrichtet.«

»Ich wollte, ich wäre dazu in der Lage«, erwiderte Lipski. Und wieder trat seine Wodkaflasche in Aktion. Diesmal bot er seinem Gast jedoch das Getränk mit Freuden an. »Es ist Wodka aus meiner Heimat«, sagte er stolz.

»Wo ist Ihre Heimat?«, fragte Zamorra.

»Ich bin Burjate.« Lipskis Augen leuchteten. »Aufgewachsen am Ufer des Baikal. Er ist für die Sibirier das gleiche, was Mekka für einen sudanesischen Derwisch bedeutet. Er ist ein Naturwunder, das größte aller Wunder. Er ist der älteste, der klarste, der tiefste und auch der schönste See der Welt, Professor Zamorra. Man spricht ihm geheimnisvolle Kräfte magischen Ursprungs zu, die niemand erklären kann. Er beherbergt sonderbare Wassertiere, die es sonst nirgendwo auf der Welt gibt. Die Berge und Felsklüfte in seiner Umgebung bergen märchenhafte Reichtümer, und die Wälder dieses Gebietes sind voll von ungewöhnlichen Tieren und alten Schamanen, die Todesflüche ausstoßen und Tote zum Leben erwecken können…«

Zamorra staunte. Er fragte sich, ob Lipski das alles glaubte, was er da erzählte.

Der Russe sprach von einem sonderbaren Fisch, den die Einheimischen Golomianka nennen. Er legt keine Eier, sondern bekommt lebende Junge. Nach diesem freudigen Ereignis, das im frühen Herbst stattfindet, stirbt ein Teil der ausgewachsenen Fische. Die meisten der toten Tiere sinken in die Tiefe und werden dort gefressen. Die Körper der toten Weibchen jedoch treiben an der Oberfläche und werden von Zeit zu Zeit in großen Massen ans Ufer gespült. In der Sonne liegend, »schmelzen« die Tierkörper förmlich. Nur Kopf und Gräten bleiben zurück…

Nachdem Zamorra seinen dritten Wodka getrunken hatte, vermochte er Lipski vom Baikalsee zurückzuholen. Der Mann verblüffte ihn. Er redete mit einer Liebe von seiner Heimat, wie Zamorra noch niemanden erzählen gehört hatte. Und doch arbeitete er für den britischen Geheimdienst.

Sie kamen wieder auf Semjon Muratow zu sprechen.

»Er war hier«, erzählte Fedja. »Hier in meinem Haus. Kurz nachdem er vor den KGB-Leuten, die ihn in seiner Wohnung verhaften wollten, ausgerissen war. Ich versteckte ihn eine ganze Nacht. Aber am nächsten Tag kam er zu mir in die Küche und sagte, er dürfe mich da nicht mit hineinziehen. Die Sache wäre für ihn schon gefährlich genug, er wolle nicht, dass auch ich darin verwickelt werde. Ich redete ihm zu, zu bleiben, aber er lehnte dankend ab. Seither habe ich ihn nicht mehr gesehen. Wir vereinbarten zwar, dass ich mich für ihn verwenden würde, dass ich sehen würde, was ich für ihn tun kann und dass er, wenn es ihm möglich sei, nachts zu mir kommen solle, damit wir die nächsten Schritte besprechen können, aber er hat sich bis zum heutigen Tag nicht gemeldet. Von Kyrill Vitali habe ich erfahren, dass er sich in einer Köhlerhütte in der Taiga versteckte. Seither kümmern sich die KGB-Leute um diese Hütte. Ist ja klar…«

»Sie wissen also nicht, wo ich ihn suchen soll«, sagte Zamorra zerknirscht.

Fedja hob die Schultern. »Ist nicht viel, was ich Ihnen im Augenblick zu bieten habe. Ich weiß. Aber was soll ich machen? Ich kann mich nicht selbst auf die Suche machen. Das würde gewiss das Misstrauen des KGB-Oberst wecken.«

»Was haben Sie ihm erzählt?«, fragte Zamorra.

»Eigentlich nichts. Ich habe ihn belogen«, gab Fedja zurück, und er erwähnte im Wesentlichen, was er mit dem KGB-Mann gesprochen hatte. »Fünf Tage bleiben Sie, nicht wahr?«, sagte er dann.

»Ja.«

»Und an vier Tagen haben Sie an der Universität zu tun.«

»Nicht den ganzen Tag. Höchstens zwei Stunden.«

»Und Professor Jakowlew? Den dürfen Sie nicht vergessen. Er wird Sie die übrige Zeit um sich haben wollen.«

»Ich werde mich so rar wie möglich machen.«

»Und wenn er misstrauisch wird? Wenn er unangenehme Fragen stellt? Wenn er wissen will, warum Sie nicht zu ihm kommen, sondern lieber irgendwo zwischen Nowosibirsk und Akademgorod umherstreifen? Was dann, Professor Zamorra?«

»Er darf nichts merken«, knurrte der Parapsychologe.

Lipski wiegte den Kopf. »Da müssen Sie aber verflucht aufpassen. Kein falsches Wort. Kein allzu großes Interesse an der falschen Stelle… Ein Russe hört alles. Auch die Zwischentöne. Wir wurden

dafür geschult, wissen Sie?«

»Wollen Sie mir das letzte Fünkchen Hoffnung nehmen?«, fragte Zamorra ärgerlich.

»Ich will bloß erreichen, dass Sie höllisch aufpassen. Mit allem, was Sie reden oder tun. Man beobachtet Sie. Sie sind ein Ausländer. Wenn Sie sich für etwas interessieren, wird man sich fragen, weshalb? Warum und weshalb, das fragt man bei uns immer. Und sobald Sie auf die Straße treten, begegnen Sie dem personifizierten Misstrauen. Es ist in jedem…«

»Auch in Ihnen?«

»Natürlich auch in mir. Ohne Misstrauen kann man in Sibirien nicht existieren. Nur… mein Misstrauen richtet sich nicht gegen Ausländer … Fünf Tage stehen Ihnen also zur Verfügung. Von jedem Tag muss man ein paar Stunden abschlagen. Da bleibt nicht mehr viel Zeit für die Suche nach Semjon Muratow.«

»Ich werde trotzdem alles in meiner Macht stehende versuchen«, sagte Zamorra verbissen.

»Man hat Sie mir nicht ohne Grund als einen außergewöhnlichen Menschen beschrieben… Aber auch Kyrill Vitali ist auf seine Weise außergewöhnlich. Und er hat wesentlich mehr Zeit zur Verfügung als Sie, Professor. Zeit, die er für die Jagd verwenden kann. Nur für die Jagd. Für sonst nichts. Sie werden also einen ungeheuer nervenaufreibenden Wettlauf antreten müssen. Noch dazu gleich gegen zwei Gegner. Ihr erster Gegner ist die Fünftagefrist. Wenn Sie Semjon bis dahin nicht aufgetrieben haben, müssen Sie Ihre Heimreise ohne ihn antreten. Ihr zweiter Gegner ist Oberst Kyrill Vitali. Ein Mann, der den Erfolg gepachtet hat. Stahlhart und grausam. Mit einer Nase, die alles riecht. Sie müssen Semjon schneller finden als der Oberst. Andernfalls können wir die ganze Aktion abblasen – und den armen Semjon Muratow können wir für zwanzig Jahre vergessen …«

Wenig ermutigende Worte.

Aber was für einen Sinn hätte es gehabt, wenn Lipski die Situation schöngefärbt hätte? Man musste den Tatsachen ins Auge sehen. Und die waren nun mal nicht ermutigend.

Zamorra wäre noch gern in der Gegend herumgefahren, um sich mit den Örtlichkeiten vertraut zu machen, aber die Zeit drängte. Er musste nach Akademgorod zurückkehren, denn um zwanzig Uhr wollte Professor Jakowlew ihn abholen…

***

»Tot!«, röchelte Milda Dagorskaja. »Oleg ist tot!« Ihre Augen schienen sich in Tränen aufzulösen. Sie fiel nach vorn. Valentina Sellnowa fing sie erschrocken auf und schleppte sie ins Haus.

»Tichon!«, rief sie. »Tichon! Komm und hilf! Milda Dagorskaja ist

halb ohnmächtig! Es ist etwas Schreckliches passiert! Oleg ist tot!«

Der dürre Sellnow kam mit leichenblassem Gesicht angerannt.

Es war schon seltsam. Er, der Dürre, war Holzfäller, während Oleg, der Bullige, in einer Druckerei gearbeitet hatte. Umgekehrt wären die Kräfte vernünftiger eingesetzt gewesen…

»Oleg ist tot?«, fragte Tichon Sellnow gepresst. Er stützte Milda bis zur Ofenbank und drückte sie darauf nieder. Sie zitterte am ganzen Leib, weinte, schluchzte und bekam kein Wort heraus.

»Ist das wahr, Milda?«, fragte Tichon deshalb noch einmal.

»Ja!«, heulte Milda Dagorskaja verzweifelt auf. »Ja. Es ist wahr! O heilige Madonna von Kasan! Warum hatte es nur dazu kommen müssen? Warum ist mein Oleg tot? Warum nur?«

»Wie ist es passiert?«, fragte Sellnow. Er spürte, wie sich sein Herz zusammenkrampfte. Er musste unwillkürlich an den Fluch der weißen Frau denken. Hatte er sich erfüllt? Zum ersten Mal?

»Der Direktor der Druckerei kam zu mir…«, keuchte Milda verzweifelt.

Valentina rannte um Schnaps. Sie ließ die Nachbarin gleich von der Flasche trinken. Dann trank sie selbst und schließlich riss Sellnow seiner Frau die Flasche aus der Hand und ließ sich selbst eine Menge Schnaps in die Gurgel rinnen. Das Gesöff brannte wie Feuer.

Sellnow brauchte es jetzt, um nicht verrückt zu werden.

»Der Direktor kam zu dir…!«, sagte er heiser. »Rede, Milda! Bitte rede!«

»Er redete von einem Arbeitsunfall, und dass die Partei die Begräbniskosten übernehmen würde, weil Oleg doch bei der Arbeit ums Leben gekommen wäre… Mir war, als hätte mich jemand mit einer Keule auf den Kopf geschlagen. Ich dachte, ich hätte den Direktor nicht richtig verstanden, aber er wiederholte jedes einzelne schreckliche Wort. Oleg lebt nicht mehr. Die Kreissäge brach, als er ein Klischee schneiden wollte. Das Metall fuhr ihm in den Hals. Als man ihn fand, war er fast ausgeblutet … O Gott, warum ist ihm das nur passiert?«

»Komm!«, sagte Valentina aufgeregt. »Trink noch einmal, Mildaschka.«

»Ich mag nicht…«

»Du musst.«

»Ich will aber nicht.«

»Du brauchst den Schnaps jetzt, Mildaschka. Sonst schnappst du über!«

Valentina Sellnowa verlangte von ihrem Mann, er solle den Kopf, den Milda hin und her warf, festhalten. Dann gab sie ihr zu trinken.

Milda hustete und spuckte. Aber sie schluckte auch.

Als Sellnow sie losließ, plärrte sie: »Was wollt ihr? Habt ihr vor, mich

im Schnaps zu ersäufen?«
»Wir wollen dir helfen, Milda«, sagte Sellnow gepresst.
Milda Dagorskaja starrte ihn mit glühenden Augen an. »Helfen? Ihr wollt mir helfen?«
»Aber ja. Wir sind doch Nachbarn. Wir sind doch Freunde, Milda.«
»Du willst mir helfen?«, schrie Milda Dagorskaja mit hassverzerrtem Gesicht. »Ausgerechnet du?«
»Warum ich nicht, Milda?«, fragte Sellnow verwirrt.
»Willst du dein Gewissen damit beruhigen, Tichon Sellnow?«, schrie ihm die verzweifelte Frau ins Gesicht.
»Mein Gewissen? Wieso? Ich verstehe nicht, Milda. Mein Gewissen ist rein!«
»Wie kann es das sein, wenn du Oleg Dagorski umgebracht hast!«, brüllte Milda wild heraus.
»Also das geht zu weit!«, warf Valentina Sellnowa entsetzt ein.
»Wie kannst du so etwas Ungeheuerliches behaupten?«
»Er hat seinen besten Freund umgebracht!« schrie Milda. »Er hat meinen Mann getötet!«
»Du bist verrückt!«, brüllte Tichon Sellnow mit voller Lautstärke, und er hatte einiges zu bieten. »Total verrückt bist du, wenn du das im Ernst behauptest!«
»Wer wollte denn zur weißen Frau gehen? Wer denn? Du!«, schrie Milda mit schriller Stimme. »Du wolltest sie sehen, obwohl du wusstest, dass sie Unglück bringt! Du hast uns alle überredet, zu ihr zu gehen…«
»Oleg war damit einverstanden!«, schrie Tichon zurück. »Ich gebe zu, es war meine Idee. Aber Oleg war damit einverstanden. Er hätte nicht mitzugehen brauchen. Ich habe niemanden dazu gezwungen. Ihr seid alle freiwillig mitgekommen! Außerdem… Wer hat denn von diesem verdammten Blödsinn geredet? Habe ich damit angefangen, oder war es Oleg? Es war Oleg, dein Mann! Ich habe es ihm nicht geglaubt. Das war mein gutes Recht …«
»Er hat aber die Wahrheit gesagt.«
»Na schön. Und ich wollte es bewiesen haben. Deshalb habe ich Oleg noch lange nicht umgebracht!«
»Doch!«, kreischte Milda. »Doch, das hast du! Wären wir nicht in jener Vollmondnacht zu diesem Spuk gegangen, würde Oleg heute noch leben!«
Tichon Sellnow schwang die geballten Fäuste. »Milda, Milda! Hör auf es immer wieder zu sagen! Ich warne dich. Ich werfe dich eigenhändig aus meinem Haus!«
»Du bist Schuld!«, schrie Milda.
Sellnow wollte sich auf sie stürzen. Valentina fiel ihm in die Arme.
Sie stemmte sich gegen ihn. Er war kräftiger als sie, wollte sie zur

Seite fegen, da schrie sie grell: »Hast jetzt auch du den Verstand verloren? Sieh doch, was der Schmerz mit Milda gemacht hat! Sie ist nicht bei Sinnen. Sie sucht einen Schuldigen für dieses Unglück…«

»Nicht mich!«, plärrte Tichon wütend.

Er packte die Schnapsflasche und rannte davon. Es war besser so.

Valentina sank vor Milda auf die Knie.

»Mildaschka«, sagte sie sanft. Ihre Stimme zitterte. »Mildaschka, du hast Tichon sehr weh getan. Er hat Oleg geliebt wie einen Bruder. Ihm ins Gesicht zu schreien, er hätte seinen Bruder ermordet, das war nicht richtig. Oleg fiel einem bedauerlichen Unfall zum Opfer. Dafür kann niemand etwas.«

Milda Dagorskaja weinte haltlos. »Wir hätten niemals zu diesem Gespenst gehen dürfen«, jammerte sie. »Wir haben gefrevelt. Und nun rächt sich die weiße Frau an uns…«

***

Zamorras erster Vortrag war ein voller Erfolg. Professor Jakowlew war begeistert. Er reichte ihn in seinem Bekanntenkreis herum. Mit stolzgeschwellter Brust. Und überall sagte er:

»Dies ist Professor Zamorra. Der beste Parapsychologe, den die Welt hat. Schade, dass er kein Russe ist.«

Es blieb nicht aus, dass Zamorra mit dem Professor zu Mittag essen musste. Doch für den Nachmittag ließ er sich von Jakowlew nicht auch noch belegen. Er sagte, er wolle sich Nowosibirsk ansehen. Jakowlew bot sich ihm sogleich als Stadtführer an, und es gehörte sehr viel Fingerspitzengefühl dazu, den Professor so abzuwimmeln, dass er nicht misstrauisch wurde.

Mit einem Moskwitsch fuhr Zamorra zuerst bei Lipski vorbei.

Semjon Muratow hatte sich noch nicht gemeldet.

»Wenn Sie ihn haben, setzen Sie sich unverzüglich mit mir in Verbindung«, verlangte Fedja von Zamorra. »Ich stelle für euch inzwischen eine Reiseroute zusammen, auf der ihr aller Voraussicht nach am wenigsten kontrolliert werdet. Je weniger Kontrollen, desto grö- ßer die Wahrscheinlichkeit, dass ihr gut durchkommt.«

Den Nachmittag verbrachte Zamorra fast in der Taiga. Der Frost biss ihn in die Nase. Ein eiskalter Wind fegte zwischen den dicht gedrängten Baumstämmen hindurch. Es roch nach Schnee, aber es schneite noch nicht.

Als der Abend kam, musste Zamorra nach Akademgorod zurückfahren. Er kam an einer kleinen Anhöhe vorbei, als er die Kontrollen passiert hatte. Vier modern gehaltene Gebäude standen darauf. Ihr cremefarbener Anstrich war harmonisch aufeinander abgestimmt.

Es handelte sich um die Institute für chemische Forschung, von

denen sich jedes auf einen besonderen Zweig spezialisiert hatte, wie Zamorra von Professor Jakowlew wusste. Der Moskwitsch fuhr am eindrucksvollen Rechenzentrum vorbei und stieß auf eine gut hundertfünfzig Meter breite Allee, die von zwei ansehnlichen Gebäudereihen flankiert war. In der Feme sah Zamorra ein prachtvolles, palastartiges Gebäude: das Institut für Kernphysik.

Endlich erreichte er das Stadthotel. Er wohnte im zehnten Stock, also im letzten. Kaum hatte er sich umgezogen, klopfe Professor Jakowlew, der den lieben Gast aus dem Ausland zum Abendessen abholen wollte…

Ein ungemein aufreibender Aufenthalt in Sibirien, dachte Zamorra seufzend. Und er zermarterte sich während des opulenten Abendessens pausenlos den Kopf darüber, wo Semjon Muratow sich versteckt haben könnte. Er war ein schlechter Gesellschafter an diesem Abend, doch das störte Professor Jakowlew nicht im Geringsten. Er hörte sich ohnehin selbst am liebsten reden…

Um zehn tranken sie immer noch grusinischen Schnaps.

Und um zehn begab sich Milda Dagorskaja zum ersten Mal, seit sie verheiratet war, allein zu Bett. Sobald sie das leere Kissen neben sich sah, fing sie wieder an zu weinen. Es war ein trockenes Weinen, denn ihre Augen hatten keine Tränen mehr. Allein war sie nun.

Mutterseelenallein auf dieser riesigen Welt. Ein Sandkorn, auf sich selbst angewiesen. Keine Eltern. Keine Verwandten. Keine Freunde

… Jawohl!

Auch keine Freunde, denn Valentina und Tichon waren keine Freunde mehr. Valentina konnte sagen, was sie wollte. Es war Tichons Schuld, dass Oleg nicht mehr lebte. Milda hasste Tichon deswegen wie die Pest, und sie wollte weder ihn noch Valentina, die zu ihm hielt, jemals wiedersehen.

Mit Olegs Tod hatte sich ein Fluch erfüllt. Ein Fluch, den Tichon Sellnow heraufbeschworen hatte. Da nützte kein Leugnen. Das war eine Tatsache, die unumstösslich war.

Es verging eine Stunde, in der Milda Dagorskaja keinen Schlaf finden konnte. Immerzu musste sie an Oleg denken, und dass er nie mehr wieder neben ihr liegen würde.

Es ging auf Mitternacht zu, und Milda lag immer noch wach im Bett. Sie starrte zur Decke und versuchte sich Olegs Gesicht vorzustellen, doch sie bekam seine Züge nicht zusammen. Etwas anderes schaltete sich immer häufiger dazwischen. Das bleiche Gesicht einer Frau, die sie nicht kannte. Es war Anja Plotkinowas Gesicht. Als unten die Uhr Mitternacht schlug, wusste Milda mit einemmal, dass es das Gesicht der weißen Frau war, das sie dort oben an der Decke sah.

Mit einem entsetzten Schrei schlug sie die Hände vor die Augen.

Da erkannte sie, dass sich der Spuk in ihrem Geist befand, denn

obwohl sie die Augen verzweifelt geschlossen und die Hände fest aufs Gesicht gepresst hatte, sah sie Anja Plotkinowa immer noch.

Heulend warf sich Milda herum. Sie hatte schreckliche Angst. Sie zitterte. Ihr Pulsschlag wollte die Handgelenke sprengen, und je mehr sie versuchte, dieses leichenblasse Gesicht aus ihren Gedanken zu verdrängen, desto tiefer fraß sich dieses schreckliche Bild in ihr Gehirn ein.

»Gib mir meinen Mann wieder!«, schrie Milda heiser. »Du hast mir Oleg genommen. Gib ihn mir wieder!«

Es war niemand im Raum. Trotzdem bildete sich Milda Dagorskaja in ihrem panischen Schrecken ein, Besuch von der weißen Frau zu haben.

Sie strampelte die Decke fort, warf sich schluchzend über das Bett und hämmerte mit ihren Fäusten auf das Kissen ihres Mannes.

»Ich weiß!«, kreischte sie. »Ich weiß! Wir hätten es nicht tun dürfen. Es war auch nicht meine Idee! Und es war auch nicht die Idee von Oleg! Tichon wollte dich sehen! Warum hast du nicht ihn geholt? Warum hat ihn nicht ein Baum erschlagen? Warum musste es meinen unschuldigen Oleg treffen?«

Mehr und mehr steigerte sich die verstörte Frau in ihre Hysterie hinein. Sie weinte, schrie und tobte. Sie schlug um sich, weil sie glaubte, eiskalte Hände würden sie anfassen. Plötzlich schnellte sie mit einem schrillen Schrei aus dem Bett. Sie keuchte in einen finsteren Winkel des Schlafzimmers und presste sich dort mit glasigem Blick schlotternd gegen die kalte Wand. In ihren Augen glänzte der Wahnsinn. Der schmerzliche Verlust ihres Mannes musste ihren Geist verwirrt haben.

Eine furchtbare Angst schnürte ihr die Kehle zu. Mit weit aufgerissenem Mund japste sie nach Luft. Ihre Wangen zuckten nervös. Sie starrte immerzu auf einen Punkt, als hätte sich dort alles Grauen dieser Welt versammelt.

»Oleg war unschuldig! Ich bin unschuldig! Geh doch zu den Sellnows! Sie sind Schuld an allem!«, wimmerte die verdatterte Frau.

Plötzlich ruckte ihr Kopf hoch. Sie hielt den Atem an und blieb vollkommen still. Sie zitterte nicht, bewegte sich nicht, lauschte angestrengt in die Nacht. Ein Heulen und Klagen erschütterte sie schwer. Es war der Wind, aber Milda Dagorskaja war der Meinung, diese Laute würden von jenem schaurigen Spuk hervorgerufen. Mit einemmal hatte sie Angst vor ihrem eigenen Schatten. Wenn sie sich bewegte und ihr Nachthemd raschelte, erschrak sie. Und dann hatte sie urplötzlich das Gefühl, die Decke würde sich langsam auf sie herabsenken. Irgendwann würde sie davon zerquetscht werden.

Schreiend jagte sie aus dem Schlafzimmer. Sie machte im ganzen Haus Licht, weil sie bohrende Angst vor der undurchdringlichen

Dunkelheit hatte. Irgendwo knarrte der Boden.

»Sie kommt!«, schrie Milda sofort verstört. »Sie will mich holen!«

Und sie floh von einem Raum in den anderen, getrieben von einer eiskalten Angst, die sich in ihren Nacken krallte und sie nicht mehr losließ. Während sie mit wehenden Haaren rannte, drohte ihr das Herz aus dem Mund zu springen. Sie wünschte sich, sie wäre tot, um endlich diese nagende Furcht los zu sein. Gleichzeitig hatte sie aber eine höllische Angst vor dem Tod. Grell schreiend hetzte sie durchs Haus. Als sie in keinem der Räume Ruhe fand, als sie sich überall in diesem Haus bedroht fühlte, stürmte sie im Nachthemd in die frostige Kälte hinaus. Wie von Furien gehetzt rannte sie auf eine nahe gelegene Scheune zu. Immer wieder wandte sie sich um. Der kalte Wind peitschte ihr Haar hoch. Sie schwitzte, obwohl über der Gegend der Frost klirrte. Mit schnellen, unsicheren Schritten erreichte sie die Scheune. Wild warf sie sich auf den Riegel. Sobald sie ihn zur Seite gefegt hatte, riss der Wind das Tor mit ungestümer Gewalt auf.

Atemlos hastete Milda Dagorskaja in die Dunkelheit der alten Scheune hinein. Das Tor ließ sie offen. Da sie sich immer intensiver einbildete, sie würde verfolgt, kletterte sie die Holzsprossen einer Leiter hoch. Stroh stach in ihre nackten Füße. Sie lief über morsche Bretter, die wackelten. Jeder unüberlegte Schritt war gefährlich, aber daran dachte die junge Frau nicht. In ihrer wahnsinnigen Furcht lief sie, so schnell sie konnte. Da prallte sie mit der Stirn gegen einen dicken Balken. Alles drehte sich um sie. Sie wankte, gleich darauf verlor sie das Gleichgewicht. Ihre Hände schossen vor. Sie glaubte, dass an ihren Fingern Blut klebte, und sie bildete sich ein, es wäre das Blut ihres verunglückten Mannes. Verstört torkelte sie zurück. Ihr Fuß trat auf ein loses Brett. Es schnellte hoch. Milda Dagorskaja hatte plötzlich keinen Halt mehr unter den Füßen, sie kippte seitlich weg und fiel genau in die glatten Zinken einer aufgestellten Mistgabel.

Erst am nächsten Morgen wurde sie gefunden, von der Mistgabel durchbohrt, steif und kalt. Die Miliz sah es als einen bedauerlichen Unfall an. Aber die Leute aus der Nachbarschaft wussten es besser.

Der Spuk der weißen Frau hatte Milda Dagorskaja in den Tod getrieben. Es lief wie ein Feuer durch die Gegend: Im Haus der Dagorskis spukt es! Wagt euch nicht hin, sonst geht ihr genauso zugrunde wie Oleg und Milda.

***

Der zweite Vortrag wurde von den russischen Studenten ebenso begeistert aufgenommen wie der erste. Gleich nach dem Vortrag entwischte Professor Zamorra seinem russischen Kollegen. Er streifte wieder durch die Weite des Landes, fragte hier und da mit größter Vorsicht nach dem jungen Ingenieur, verbrachte den ganzen Tag

außerhalb von Akademgorod und kam müde und erschöpft spätabends nach Hause. Der Empfangschef hatte eine Nachricht für ihn. Professor Jakowlew wäre dreimal dagewesen. Beim dritten Mal wäre er ziemlich verärgert weggegangen. Zamorra machte sich auf einen Wust von Vorwürfen gefasst, als er tags darauf die Universität betrat. Aber an diesem Tag – es war der dritte – wollte der Vortragssaal schier platzen, so voll war er. Namhafte Männer, hohe Parteifunktionäre waren teilweise aus Moskau eigens wegen Zamorra hierher gekommen, um sich seine interessanten Ausführungen über Parapsychologie anzuhören.

Drei Tage waren schon verplempert. Und Zamorra hatte immer noch keine Spur von Semjon Muratow entdeckt. Wenn diese Erfolglosigkeit anhielt, würden fünf Tage herumgehen, und Zamorra würde ohne den jungen Ingenieur aus Russland ausreisen müssen. Der Professor sträubte sich verbissen gegen dieses deprimierende Zukunftsbild. Er hoffte im Augenblick, dass Kyrill Vitali ebenso wenig erfolgreich war wie er, denn dann hatte Muratow wenigstens noch eine kleine Chance.

An diesem dritten Tag gab es einen Empfang zu Ehren von Professor Zamorra. Niemand ahnte, wie ungelegen ihm das kam. Ein Tag!

Ein ganzer Tag sollte ungenützt verstreichen. Wie wenig Zeit doch fünf Tage für solch eine schwierige Aufgabe sind.

Als es Abend wurde, trat der junge Semjon Muratow aus dem dunklen Unterholz der Taiga. Von einem halb blinden alten Mann hatte er erfahren, dass es am Rande von Nowosibirsk ein Haus gab, in dem es angeblich spukte. Durchgefroren und hungrig fand er seinen Weg dorthin. Nahe dem Haus legte er sich auf die Lauer. Er sah die Scheune, in der Milda Dagorskaja ums Leben gekommen war.

Und er sah – am Ende der Straße – die Druckerei, in der Oleg Dagorski das Opfer eines tödlichen Unfalls geworden war. Wenn zwei Menschen so knapp hintereinander sterben, müssen einfältige Gemüter einfach auf die Idee kommen, dass hierbei der Teufel oder irgendein Geist seine böse Hand im Spiel hatte.

Semjon konnte das nur recht sein. Ein Gebäude, das als Spukhaus verschrien war, wurde von der Bevölkerung furchtsam gemieden.

Ein besseres Versteck konnte sich Semjon Muratow gar nicht vorstellen.

Flach lag er in einem Straßengraben und beobachtete das Haus.

Der frostige Wind strich über ihn hinweg, verfing sich in dunklen Fugen am Gebäude und rief ein gespenstisches Heulen hervor. Ein Mann kam die Straße entlang. Er ging ziemlich flott, doch als er in die Nähe des Hauses kam, wurde sein Schritt langsamer. Schließlich blieb er stehen. Mit bleichen Zügen starrte er das Gebäude an. Und als der Wind jenes geisterhafte Heulen erzeugte, da nahm der Kerl die Beine in die Hand und rannte um sein Leben.

Vorsichtig kroch Semjon aus dem Straßengraben, als der Mann verschwunden war. Der würde nun gewiss im Kreise seiner Bekannten und Verwandten erzählen, was für ein schauriges Geheul aus dem Spukhaus gekommen war, vielleicht würde er hinzufügen, was er alles gesehen hatte. Der Phantasie waren in einem solchen Fall ja keine Grenzen gesetzt.

Das richtige Haus für Semjon.

Er massierte seine steif gefrorenen Glieder. Noch einmal schaute er sich um. Dann lief er auf das Haus zu. Er fand ein Fenster, das in den Keller hinunterführte und von außen leicht aufzudrücken war.

Schnell glitt er in die tiefe Dunkelheit hinab. Da er mit den Örtlichkeiten nicht vertraut war, stieß er sich mehrmals den Kopf an. Vorsichtig schlich er die Kellertreppe hoch. Er rechnete zwar nicht damit, dass sich jemand im Haus befand, aber er war seit Tagen auf der Flucht, und er hatte sich vorgenommen, auch dann vorsichtig zu sein, wenn es nicht notwendig war. Lieber einmal mehr…

In einem Kühlschrank fand er reichlich zu essen. Dann schlich er zum Schlafzimmer hinauf und legte sich – nach vielen Tagen zum ersten Mal wieder – in ein wohlig weiches, warmes Bett. Fast augenblicklich schlief er ein. Er vergaß seine Angst. Er vergaß seine Flucht.

Und er vergaß vorübergehend Jessica Martin, die er liebte, wie jemand anders die Sonne liebt. Die Sonne, die genauso unerreichbar ist, wie es für Semjon Muratow Jessica Martin war…

***

Seit Milda Dagorskajas Tod flatterten Valentina Sellnowas Nerven ununterbrochen. Sie schluckte Tabletten, sie trank Schnaps, doch alles das half nichts gegen die wühlende Angst. Ruhelos rannte sie in ihrem Haus auf und ab. Wenn sie aus dem Fenster sah, konnte sie das Haus der Dagorskis sehen. Ein leeres Gebäude. Ein Spukhaus, seit der vergangenen Nacht.

Nervös zerknitterte sie ihr Taschentuch. Mehrmals putzte sie sich geräuschvoll die Nase. Dann stakte sie wieder durch den Raum. Tichon Sellnow saß stumm auf der Ofenbank und schaute ihr zu.

»Willst du nicht endlich aufhören, wie eine gereizte Tigerin auf und ab zu rennen, Valentina?«, knurrte er schließlich.

Valentina blieb stehen und schaute ihn fassungslos an. »Wie kannst du nur so ruhig dasitzen, Tichon? Geht dir das Schicksal unserer beiden Freunde denn kein bisschen ans Herz?«

»Aber ja…«

»Ich habe fast nicht den Eindruck…«

»Unsinn, Valentina. Mir geht die Sache genauso nahe wie dir.«

»Und doch sitzt du da, als wäre nichts geschehen.«

»Was soll ich denn machen? Mit dir auf und ab rennen? Das würde

verflucht komisch aussehen.« Tichon nahm wieder einen Schluck Schnaps. Es war wirklich sehr schlimm, was geschehen war. Aber konnte man es ändern, wenn man hin und her lief?

»Tot«, sagte Valentina gepresst. »Alle beide sind tot.« Über ihrem Blick lag ein grauer, trauernder Schleier. »Ich kann es immer noch nicht fassen…«

Sie schaute ihren Mann an, kam langsam auf ihn zu, sah ihm ernst in die Augen. »Tichon…«

»Ja, mein Täubchen?«

»Wir beide wissen, wer Milda und Oleg umgebracht hat, nicht wahr?«

»Ich fürchte ja.«

»Die Miliz redet von zwei bedauerlichen Unfällen.«

»Die will keine Arbeit haben. Ein Unfall bringt für sie die wenigste Arbeit.«

Valentina Sellnowa setzte sich neben ihren Mann auf die Ofenbank. Sie rückte nahe an ihn heran. Er legte seinen langen Arm um ihre zitternde Schulter.

»Gestern noch…«, sagte sie heiser. »Gestern hat sie dir noch Vorwürfe gemacht …«

»Ja. Und ich war verdammt wütend auf sie. Ich hätte sie beinahe aus dem Haus geworfen.«

»Und heute ist sie tot«, stöhnte Valentina.

»So was geht sehr schnell.«

»Ich habe Angst, Tichon. Angst davor, dass auch wir Pech haben könnten…«

»Pech kann jeder Mensch haben, mein Täubchen.«

»Du weißt, wie ich das meine. Wir waren zu viert bei der weißen Frau. Heute sind nur noch wir beide übrig. Anja Plotkinowa handelt sehr schnell. Sie hat uns verflucht. Ich habe ihr Geschrei noch in meinen Ohren, Tichon. Es war grauenvoll…«

Sellnow drückte seine Frau fester an sich. »Du musst keine Angst haben, mein Täubchen. Ich werde auf dich aufpassen. Solange ich lebe, wird dir kein Leid geschehen.«

»Und wenn du… zuerst …? Bei den Dagorskis hat es auch zuerst Oleg erwischt …«

»Wir sollten nicht an so etwas denken, Valentina.«

»Wir müssen!«, rief die junge Frau verzweifelt aus. »Wir müssen! Wir können nicht einfach den Kopf in den Sand stecken, Tichon. Wir müssen der Wahrheit ins grausame Auge sehen! Wir haben damit zu rechnen, dass die weiße Frau auch uns zu vernichten versucht. Warum sollte sie bei uns eine Ausnahme machen? Man erzählt sich, dass vor Milda und Oleg schon einige andere Leute auf unerklärliche Weise ums Leben gekommen sind. Man ist der Sache niemals nachgegangen,

doch eines steht für mich fest: Diese Leute haben die weiße Frau gesehen! Wer sie sieht, hat Unglück. Wir, Tichon, wir haben sie gesehen. So wie Milda und Oleg sie gesehen haben. Seit gestern sind die beiden tot. Und ich frage mich, wann wir an die Reihe kommen!«

Valentinas Worte beunruhigten Sellnow. Er bat seine Frau, zu schweigen, doch sie bohrte und redete immer weiter. Da packte ihn mit einemmal die eiskalte Wut. Er griff nach der Schnapsflasche und schleuderte sie zornig durch den Raum. Sie donnerte gegen die Wand und zerplatzte in tausend Scherben. Der Wodka hinterließ einen riesigen Fleck an der Wand.

»Willst du mit deinem hysterischen Gejammer nicht endlich aufhören?«, brüllte Sellnow seine Frau gereizt an. »Ich kann es schon nicht mehr hören, Valentina!«

»Sie wird uns umbringen, ich weiß es.«

»Halt den Mund sag' ich!«

»Anja Plotkinowa hält ihre Schwüre!«

»Still, Valentina! Still! Still! Still!«, schrie Tichon Sellnow mit roten Wangen.

»Du denkst, wenn wir nicht mehr darüber reden, ist diese Sache aus der Welt geschafft, wie?«

»Zwing mich nicht, dich zu verprügeln, Valentina!«

»Reden nimmt einem Menschen die Angst, Tichon. Wenn wir sagen, was uns bedrückt, tut es uns weniger weh, wie wenn wir es in uns behalten, denn dann beginnt es in unseren Eingeweiden zu nagen, so lange, bis wir innerlich von unserer Angst aufgefressen sind…«

Sellnow sprang auf und rannte zum Fenster. Seine Fäuste waren geballt. Beinahe wäre er über seine Frau hergefallen, um sie zu schlagen.

Himmel, wie weit war es mit ihnen schon gekommen. Mit stierem Blick starrte er in die Nacht hinaus. Und hinter ihm redete Valentina ununterbrochen weiter. Er hörte nicht hin, denn was sie sagte, machte ihm Angst. Er hörte zwar ihre Stimme, aber er bemühte sich nicht, zu verstehen, was sie sagte. Seit jeher hatte sie vernünftige Ansichten gehabt. Und was sie vorhin gesagt hatte, hatte ebenfalls etwas für sich. Die Angst herausreden. Es war besser, als sie hinunterzuschlucken. Und doch scheute sich Sellnow davor, es zu tun. Er wollte sich nicht ebenfalls in Valentinas Hysterie hineinziehen lassen, wollte es nicht, und war doch schon mittendrin…

Als er sich halbwegs beruhigt hatte, wandte er sich wieder um.

Valentina stand hinter ihm.

»Tichon«, sagte sie flehend. Ihre Augen schauten ihn in großer Sorge an.

»Verzeih mir, Valentina, dass ich vorhin so heftig war.«

»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe?«

»Ich habe es gehört, aber nicht verstanden.«

»Dann will ich es wiederholen, Tichon: Lass dich versetzen. Lass uns von hier fortgehen. Dieser Ort ist nicht mehr sicher genug für uns beide…«

»Du meinst, wir sollen vor der weißen Frau fliehen?«

»Ja.«

»Wie können wir vor einem Fluch fliehen, der in uns steckt? Wir würden ihn überallhin mitnehmen.«

Valentina rang flehend die Hände. »Lass dich auf irgendeine Sowchose versetzen. Weit weg von hier. Mir ist das mieseste Dorf recht. Ich werde niemals klagen. Lass uns von hier fortgehen, Tichon. Bitte. Wenn uns die weiße Frau nicht umbringt, dann tötet mich meine uferlose Furcht. Ich würde jede Arbeit in Kauf nehmen, jede Schufterei, wenn ich nur mit dir zusammenbleiben und weiterleben dürfte. Ich will nicht, dass dieser Fluch uns beide umbringt, Tichon. Und du willst das doch auch nicht! Du bist Holzfäller. Bäume gibt es überall in Russland. Reich ein Gesuch ein. Bitte um deine Versetzung, Tichon. Tu es uns zuliebe!«

Sellnow seufzte schwer. Er zog die Brauen zusammen und starrte auf den Boden. Fortrennen. Alles aufgeben. Es hatte doch keinen Sinn. Vor einem Fluch kann niemand weglaufen, aber das wollte Valentina nicht einsehen.

»Wirst du etwas unternehmen, Tichon?«, fragte seine Frau drängend. Da nickte er und versprach ihr in die zitternde Hand, dass er sich bemühen würde, aus der Gegend von Nowosibirsk wegzukommen.

Dann gingen sie zu Bett. Lange noch lagen sie wach. Jeder wusste vom anderen, dass er nicht schlief, aber sie sprachen nicht miteinander, sondern dachten an ihre Zukunft, dachten an Milda und Oleg und dachten schaudernd auch an die weiße Frau…

Im Morgengrauen kam Pjotr Ulanow, um Tichon Sellnow abzuholen. Ulanow besaß einen uralten Moskwitsch. Da er sich sämtliche Reparaturen selbst machte, war der Wagen gut in Schuss.

»Na, ihr beiden. Gut geschlafen?«, fragte Ulanow grinsend. Als er die grauen Gesichter sah, dämpfte er seine morgendliche Freude.

»Tut mir Leid, was mit euren Nachbarn passiert ist«, sagte er gepresst. »Ihr wart befreundet mit ihnen, nicht wahr?«

Valentina nickte schweigend. Sie packte die Brote ihres Mannes in Papier ein und stopfte sie dann in seine Ledertasche.

»Können wir gehen?«, fragte Pjotr.

»Ich bin fertig«, sagte Sellnow. Er küsste seine Frau. Ulanow gab ihr die Hand. Dann stiegen sie in den Moskwitsch und fuhren zum Wald hinaus, wo Holz geschlagen werden sollte. Dreißig Waldarbeiter waren es, die eine Schneise in den dichten Taigawald dreschen sollten. Sie hatten ein gewisses Plansoll zu erfüllen. Wenn sie mehr Bäume

schafften, wurden ihnen dafür Prämien verrechnet. An diesem Tag arbeitete Tichon Sellnow besonders fleißig. Er schwang seine Axt wie ein Besessener. Es ging ihm darum, bei der Arbeit seinen Kummer zu vergessen. Nicht denken wollte er. Nur nicht denken.

Sobald sich doch ein Gedanke in seinen Schädel stehlen wollte, steigerte er augenblicklich sein Arbeitstempo.

Zu Mittag saß er neben Pjotr auf einem gefällten Baum und verzehrte seine Brote.

Ulanow grinste. »Wenn du so weitermachst, bist du entweder in zwei Jahren ein kaputter Mann – oder ein neuer Held der Arbeit… so wie Stachanow.«

»Hattest du schon einmal Angst, Pjotr?«, fragte Sellnow mit belegter Stimme.

»Welche Art von Angst meinst du? Angst vor dem Altwerden? Angst davor, keine Frau zu kriegen? Angst vor einer schlimmen Krankheit, die den Körper zerstören könnte? Es gibt so viele Arten der Angst, Tichon.«

»Ich meine die Angst vor dem Ungewissen, Pjotr.«

Ulanow schüttelte den Kopf. »Damit weiß ich mir nichts anzufangen, Gospodin.«

»Glaubst du an unheimliche Dinge?«

»Du redest von Anja Plotkinowas Geist, nicht wahr?«

»Glaubst du an so etwas?«

»Nein.«

»Ich habe auch nicht daran geglaubt. Oleg Dagorski erzählte mir von der weißen Frau. Ich habe ihn ausgelacht und wollte seine Behauptung bewiesen haben. Er hat sie mir bewiesen, Pjotr. Ich habe die weiße Frau gesehen.«

Ulanow schaute Sellnow verblüfft an. »Im Ernst, Tichon?«

»Sehe ich so aus, als hätte ich Lust, zu scherzen?«

»Nein. Du siehst eher aus, als wäre dir der Teufel über den Weg gelaufen.«

»Das ist er mir, Pjotr. Und zwar in der Gestalt von Anja Plotkinowa. Wir haben sie in ihrem Frieden gestört. Nur deshalb, weil ich so verflucht neugierig und ungläubig war. Sie hat uns deshalb verflucht, Pjotr. Und bei den Dagorskis hat sich dieser Fluch bereits erfüllt.«

Ulanow riss die Augen auf. »Und nun denkst du, dass sie dir und Valentina etwas antun könnte?«

»Sie wird!«, sagte Sellnow heiser. »Ich gehe jede Wette ein, dass sie etwas gegen Valentina und mich unternehmen wird.«

Ulanow atmete schneller. »Und das sagst du so einfach? So unbekümmert, als würdest du über eine Demonstration in Moskau reden, die dich nichts angeht?«

Sellnow schlang den letzten Bissen hinunter. Ulanow reichte ihm die

Schnapsflasche.

Er trank und fragte dann: »Was würdest du an meiner Stelle tun, Pjotr?«

»Ich würde trachten, von hier wegzukommen.«

»Das ist auch Valentinas Vorschlag.«

»Und was hast du im Sinn?«

Sellnow zuckte verzweifelt die Achseln. »Ich weiß es nicht, Pjotr. Ich weiß es wirklich nicht. Gestern Nacht habe ich Valentina versprochen, um meine Versetzung zu bitten, und ich werde es auch tun… weil ich es eben versprochen habe. Gleichzeitig aber weiß ich, dass ich bis ans Ende der Welt rennen könnte, und immer noch nicht weit genug von diesem Fluch entfernt wäre. Es heißt, dass jemand, der die weiße Frau gesehen hat, kein Glück mehr hat. Pech kann man überall haben, nicht nur in Nowosibirsk …«

»Vielleicht ist anderswo der Einfluss dieses unheimlichen Gespenstes nicht so stark.«

Sellnow nickte müde. »Ja. Valentina und ich werden von hier weggehen. Wir wollen wenigstens versucht haben, uns zu retten…«

Die Mittagspause war um. Alle Holzfäller nahmen wieder ihre Arbeit auf. Da brüllten plötzlich viele Männerkehlen auf.

Ein mächtiger Baum fiel… direkt auf Tichon Sellnow zu …

***

Ebenfalls im Morgengrauen hatte sich Semjon Muratow aus dem Haus der Dagorskis gestohlen. Er hatte die Absicht, seinen Schulfreund Fedja Lipski aufzusuchen, um sich zu erkundigen, wie die Treibjagd auf ihn verlief. Vielleicht war sie bereits wieder eingestellt worden, dann brauchte er sich nicht mehr zu verbergen, dann konnte er, gemeinsam mit Fedja, an die Ausarbeitung eines Fluchtplanes gehen.

Natürlich machte Semjon einen großen Umweg, ehe er sein eigentliches Ziel ansteuerte. Er trug nun Kleider von Oleg Dagorski. Sie waren ihm zwar ringsherum zu groß, aber sie waren wenigstens warm und nicht zerrissen. Das zählte.

Auch Geld hatte Semjon gefunden. Er wollte es nur dann ausgeben, wenn es unbedingt notwendig sein sollte. Aber es war immerhin ein beruhigendes Gefühl, welches zu besitzen.

Fedja war nicht zu Hause.

Ein wenig ratlos stand Semjon Muratow vor der verschlossenen Tür. Die dicke Pelzmütze saß tief in seinem Gesicht. So leicht war er nicht mehr zu erkennen.

Misstrauisch schaute er sich um. Fedja war sein Schulfreund gewesen. Der KGB wusste das. Vielleicht rechnete man damit, dass er irgendwann hier auftauchen könnte. Man brauchte nur dieses Haus rund um die Uhr zu beobachten…

Dieser Gedanke erschreckte ihn. Obwohl ihm niemand auffiel, der das Haus seines Schulfreundes beobachtete, wandte er sich hastig um und lief davon. Es sah nach Flucht aus.

***

Pjotr Ulanow reagierte blitzschnell. Krachend sauste der mächtige Baum auf seinen Freund herab. Tichon Sellnow stand wie angewurzelt da. Er vermochte sich nicht zu bewegen. Ulanow packte ihn an den Schultern und riss ihn keuchend zur Seite.

Im selben Augenblick knallte der riesige Baum neben Sellnow auf den Boden. Der Knall hallte durch den dichten Taigawald. Eine enorme Staubwolke wurde hochgewirbelt. Als der Baum auf die Erde aufgeschlagen war, hatte Ulanow es wie ein Erdbeben wahrgenommen. Nun senkte sich die Staubwolke auf ihn und auf Sellnow.

Sie begannen zu husten.

Alle anderen Holzfäller kamen mit verstörten Gesichtern angelaufen. Es war ihnen allen unverständlich, wie der Baum in diese Richtung hatte fallen können. Nur Sellnow und Ulanow wussten, weshalb er so und nicht anders umgefallen war…

»Ist ihm etwas passiert?«, fragten die Männer aufgeregt. »Ist Tichon in Ordnung? Hat ihn der Baum erwischt, dieser verfluchte hölzerne Teufel?«

Ulanow erhob sich. Sein Gesicht war bleich. Sellnow rappelte sich ebenfalls hoch. Viele Hände griffen nach ihm. Jeder wollte ihm helfen, jeder wollte wissen, wie es ihm ging, und als er ihnen allen herzlich für die Anteilnahme dankte und ihnen versicherte, dass ihm nichts geschehen wäre, atmeten sie erleichtert auf. Einige von ihnen brachten ihre Wodkaflaschen.

»Hier, Tichon. Spül den Schrecken hinunter.«

Sellnow trank, weil er sie nicht beleidigen wollte. Als er wieder nach seiner Axt griff, war das ein Zeichen für die anderen, dass sie sich um ihn keine Sorgen mehr zu machen brauchten. Sie kehrten an ihre Arbeit zurück.

»Siehst du«, sagte Sellnow zu seinem Freund Ulanow. »Wenn du nicht gewesen wärst, würde ich jetzt schon nicht mehr leben. Dieser verfluchte Baum hätte mich in die Erde gedroschen! Zu Brei hätte er mich geschlagen, diese Bestie aus Holz! Er hätte der verlängerte Arm dieses verdammten Spuks sein sollen…«

Pjotr schaute Sellnow ernst an. »Du hast gesagt, ein Mensch, der die weiße Frau zu Gesicht bekam, hat kein Glück mehr.«

»Ist doch richtig. Der Baum beweist es.«

»Er beweist gar nichts, Tichon. Du darfst dich nicht so stark an diesen Aberglauben klammern. Du wärst heute nicht der erste Holzfäller

gewesen, der von einem Baum erschlagen wurde. Aber du hast Glück gehabt – hörst du mich? Ich sagte Glück!!! –, denn ich habe dich vor diesem Baum gerettet.«

Sellnow schüttelte den Kopf. »Das hat doch mit Glück nichts zu tun, Pjotr. Das war Zufall. Du hast zufällig hier neben mir gestanden.«

»Und ich sage dir noch einmal, du hattest ungeheures Glück, Tichon Sellnow. Glück. Und nicht Unglück!«

Tichon ließ diese Worte unwidersprochen. Trotzdem war er felsenfest davon überzeugt, dass ihm ein willkürlicher Zufall das Leben gerettet hatte. Eine Stunde später sprach er mit dem Vorarbeiter wegen seiner Versetzung. Egal wohin, nur fort von hier. Er nannte keinen besonderen Grund – oder zumindest nicht den wahren. Er behauptete, seine Frau würde das Klima nicht vertragen, und der Vorarbeiter, ein hilfsbereiter, verständiger Mann, versprach, sich für Tichon Sellnow, dessen zähen Fleiß er bewunderte und schätzte, zu verwenden.

Als die Dämmerung einsetzte, brachte Pjotr Ulanow den Freund nach Hause. Er hielt den Moskwitsch vor Sellnows Haus.

»Soll ich noch mit hineinkommen?«, fragte er.

»Ich will nicht unhöflich sein…«

»Du, möchtest mit ihr allein darüber reden?«

»Ja.«

»In Ordnung. Ich hole dich morgen früh wieder ab.«

»Gut, Pjotr.«

»Um dieselbe Zeit wie immer.«

»Ja, Pjotr… Und … vielen Dank für das, was du heute für mich getan hast. Ohne dich wäre ich …«

»Was ich getan habe, war selbstverständlich, Tichon. Dafür brauchst du dich nicht bedanken. Jeder andere Genosse hätte dasselbe getan. Und du hättest ebenso gehandelt, wenn ich in dieser Lage gewesen wäre. Warum also Dank? Morgen kann es schon mir passieren, und dann wirst du eben mich retten.«

Sellnow nickte langsam und stieg aus. Er schaute auf sein Haus.

Hinter ihm sagte Ulanow: »Bring es ihr schonend bei, hörst du? Du darfst sie nicht gleich wie ein Panzer von der Roten Armee überfahren. Du musst es ihr tropfenweise eingeben, denn es ist eine verflucht bittere Medizin, die sie da schlucken soll.«

Wieder nickte Sellnow. Der Moskwitsch seines Freundes rollte an und fuhr davon. Bald war er verschwunden. Tichon setzte sich mit hölzernen Beinen in Bewegung. Jetzt, wo er allein war, wo ihn niemand störte, konnte sich der erlittene Schock erst richtig ausbreiten.

Den ganzen Tag über hatte er tapfer die Zähne zusammengebissen, damit die anderen nicht sahen, wie es in ihm aussah. Doch nun konnte er sich nicht mehr länger beherrschen. Er lehnte sich mit geballten

Fäusten und zusammengepressten Kiefern an die Hauswand und war nahe daran, zu weinen. Erst die Kälte machte ihm klar, dass er hier draußen nicht bleiben konnte.

Es fiel ihm auf, dass im Haus zwar Licht brannte, Valentina aber nicht an die Tür gekommen war, um ihn zu begrüßen, wie sie das sonst immer tat.

Plötzlich zog sich seine Kopfhaut zusammen. Wer sagte, dass er vor Valentina sterben würde? Wer sagte, ob die weiße Frau sich nicht zuerst an ihr rächen würde?

Verstört riss er die Tür auf und stürmte in sein Haus. »Valentina!«, brüllte er verzweifelt. »Valentina! Täubchen! Wo bist du? Wo steckst du? Valentina!« Er rannte wie verrückt durch das Haus, schaute in jeden Winkel, Valentina war nicht da. Heilige Madonna von Kasan!

Valentina war verschwunden! Nur verschwunden? Oder vielleicht schon tot?

»Valentina! Valentina!«

Schritte. Sie kamen die Kellertreppe hoch. Dann erschien Valentina. Unversehrt. Erstaunt, dass er so brüllte. Sie trug eine Gummischürze, hatte unten Wäsche in den Holztrog getan.

»Warum plärrst du wie ein Wahnsinniger?«, fragte sie ihn. Er rannte auf sie zu und nahm sie in seine Arme. Er presste sie so innig an sich, dass sie keine Luft bekam. Er küsste ihre Stirn, ihre Augen, ihre Nase und den Mund. Immer wieder den Mund.

»Valentina! Mein Gott, Valentina!«

»Was ist denn bloß los mit dir, Tichon?«

»Du warst nicht da. Ich habe dich gerufen. Du hast keine Antwort gegeben! Ich dachte… ich dachte, es wäre dir etwas … zugestoßen.«

Sie bot ihm ihre Lippen. »Mein guter, guter Tichon«, seufzte sie. Er bekam von ihr Borschtsch und saures Schweinefleisch. Hinterher rauchte er eine Papirossa. Sie brachte ihm seinen Wodka. Er wollte nicht trinken, weil ihm der Schnaps seiner Freunde noch im Blut rollte, aber er wollte auch nicht, dass Valentina stutzig wurde. Und das wäre sie geworden, wenn er von seinen alltäglichen Gewohnheiten abgewichen wäre. Deshalb trank er wie immer.

»Nawoss!«, knurrte er, nachdem er die Papirossa in den Ofen geworfen hatte. Nawoss – das heißt »Scheiße«. Jeder Russe verwendet dieses Wort. Valentina überging es. Sie fragte ihn: »Hast du etwas wegen deiner Versetzung unternommen?«

»loh habe mit dem Vorarbeiter gesprochen.«

»Und? Welchen Grund hast du ihm genannt?«

»Ich sagte ihm, du würdest das Klima nicht besonders gut vertragen.«

»Wird er uns helfen?«

»Er hat versprochen, sich für mich zu verwenden.«

»Wie lange wird das dauern?«

»Das kann niemand sagen. Manchmal geht es sehr schnell. Dann dauert es wiederum einige Monate. Kommt ganz darauf an, wie anderswo Leute gebraucht werden.«

Valentina schluckte trocken. »Monate…«, sagte sie heiser. »Ich glaube, das würden wir nicht überleben …«

»Komm«, sagte Tichon Sellnow. Er klopfte auf die Ofenbank. Irgendwann musste er Valentina erzählen, was heute nach dem Mittagessen geschehen war. Sie durfte es von keinem anderen erfahren.

»Komm. Setz dich zu mir. Ich habe mit dir zu reden.«

»Warum so feierlich?«, fragte Valentina erstaunt.

»Setz dich, zum Teufel!«

Sobald sie saß, redete er um den heißen Brei herum. Er kam vom Hundertsten ins Tausendste, aber er hatte Angst, auf den Kern der Sache vorzustoßen. Allmählich begann Valentina zu ahnen, dass er sie mit all diesen Worten auf etwas Schlimmes vorzubereiten versuchte. Statt sie zu schonen, geißelte er ihre Nerven mit seinem hilflosen Gerede. Endlich hielt sie die unerträgliche Spannung nicht mehr länger aus. Sie platzte heraus, er möge ihr endlich sagen, was geschehen sei – und da sagte er es ihr… selbst bleich bis unter die Haut, mit rauer, brüchiger Stimme, schwitzend und mit vibrierenden Knien, die er nicht zum Stillstand brachte.

Valentina warf sich ihm schluchzend an den Hals. Obwohl Tichon nichts geschehen war, heulte sie, als hätte sie ihn heute Nachmittag verloren. Er wusste sie nicht anders zu beruhigen, als zu versprechen, dass er seine Versetzung so intensiv wie möglich vorantreiben würde. Und bitter dachte er bei sich selbst: Dann wird dich der Baum eben in einem anderen Wald erschlagen. Anja Plotkinowa hat mit ihrem Fluch dafür bereits vorgesorgt…

***

Nach dem vierten Vortrag fuhr Professor Zamorra sogleich ins Stadthotel. Professor Jakowlew hatte ihm zu Ehren ein Festbankett arrangiert. Zamorra hätte gern abgelehnt, aber das war einfach unmöglich. Es war ein Glücksfall, dass Jakowlew nicht beim Bankett erschien. Er ließ sich entschuldigen und sein Bedauern über sein Fernbleiben ausdrücken. Zamorra entschuldigte den Russen gern.

Jakowlew war von einer jäh auftretenden Grippe niedergeworfen worden. Der Hausarzt hatte ihm strengste Bettruhe verordnet. Nun vermochte sich Professor Zamorra zum ersten Mal ein bisschen freier zu bewegen. Von Jakowlew drohte ihm keine Gefahr mehr. Er brauchte den Kranken nicht einmal zu besuchen, denn Jakowlew hatte ihm per Boten ausdrücklich davon abgeraten.

Es war der vierte Tag.

Und es war zugleich der erste Tag ohne Jakowlew.

Zamorra blieb nur so lange beim Festbankett, wie er unbedingt musste. Dann fuhr er zu Lipski. Im Stadthotel von Akademgorod war Zamorra eine seltsame Geschichte zu Ohren gekommen, die ihn sofort interessiert hatte.

Es war die Geschichte der Anja Plotkinowa gewesen… Er hatte gehört, dass es am Rande von Nowosibirsk ein Haus geben sollte, in dem es angeblich spukte. Und plötzlich fühlte sich Zamorra hier in Russland gar nicht mehr so deplaziert. Wo es Geister und Dämonen gab, wo übersinnliche Kräfte im Spiel waren, da war auch Zamorra richtig. Er hatte die Absicht, von Lipski mehr über diesen geheimnisvollen Spuk zu erfahren, denn er verfolgte insgeheim eine ganz bestimmte Idee … Doch erst einmal wollte er hören, was Fedja Lipski über den Spuk zu berichten hatte.

»Micha Plotkin und Anja Plotkinowa lebten vor ungefähr hundert Jahren«, erzählte Fedja Lipski, als Zamorra in seinem Wohnzimmer saß. »Die beiden waren kein glückliches Paar. Man munkelt, dass der Fürst seine Frau auf eine grausame Weise umgebracht hat, weil sie ihn mit dem Gärtner Andrej Igorow betrog. Den Gärtner erstach er, und Anja Plotkinowa mauerte er in den rechten Pfeiler seines Tores ein…«

»Woher weiß man das?«, fragte Zamorra.

Lipski zuckte die Achseln. »Vielleicht hat es Anja Plotkinowa irgendjemandem erzählt – nach ihrem Tod.«

»Sie spukt heute immer noch in dieser Gegend herum?«

»Ja… Die Leute behaupten es wenigstens. Und es heißt, wer sie sieht, hat niemals wieder Glück in seinem Leben. Kürzlich wollten sich zwei Ehepaare den Spuk aus der Nähe ansehen. Das eine Ehepaar lebt bereits nicht mehr. Nun ist die Bevölkerung der Meinung, der Geist der weißen Frau würde auch im Haus des verunglückten Ehepaares spuken. Seither wagt sich niemand mehr an dieses Haus heran …«

Was Lipski sonst noch erfahren hatte, erzählte er dem Professor.

Zamorra beschloss, sogleich das Ehepaar Sellnow aufzusuchen. Die Sache interessierte den Geisterjäger brennend. Er hatte die Absicht, dem Spuk nachzugehen. Gleichzeitig aber wollte er seine eigentliche Aufgabe – Semjon Muratow zu suchen – nicht vernachlässigen. Für ihn griffen diese beiden Dinge irgendwie ineinander. Er überlegte: Semjon Muratow brauchte ein Versteck, in dem er sich halbwegs sicher fühlen konnte. Das war entweder die Taiga oder dieses leer stehende Spukhaus. Da der Winter vor der Tür stand, würde den jungen Ingenieur der klirrende Frost sehr bald schon aus dem Wald treiben. Vielleicht war das bereits geschehen. Dann verbarg sich Semjon möglicherweise zu diesem Zeitpunkt schon im Haus der Dagorskis.

Zamorra verabschiedete sich hastig von Lipski.

Als er sich in seinen Moskowitsch setzen wollte, spürte er, dass sich

ihm jemand näherte.

Er wandte sich jäh um und schaute in ein granithartes Gesicht. Der bleistiftstrichdünne Mund versuchte ein Lächeln, das jedoch schon im Ansatz misslang. Eiskalte Augen musterten Zamorra. Der Mann hielt ihm einen KGB-Ausweis unter die Nase.

»Ich bin Oberst Kyrill Vitali«, sagte er mit seiner harten, unpersönlichen Stimme.

Zamorra gab es einen Stich in der Brust.

Oberst Kyrill Vitali – der schärfste Spürhund des KGB. Der Mann, der ebenso Jagd auf Semjon Muratow machte wie Zamorra. Nur… der eine wollte ihn zertreten wie eine lästige Laus – während der andere ihm helfen wollte.

»Was wünschen Sie?«, fragte Zamorra.

»Darf ich Ihre Papiere sehen?«

»Natürlich.« Zamorra wies sich aus. Er gab auch das Schriftstück dazu, das ihn berechtigte, sich hier in Nowosibirsk aufzuhalten, obwohl er eigentlich in Akademgorod wohnte. Jack Frankenheimers Papier hielt der gestrengen Prüfung mühelos stand.

»Ist etwas nicht in Ordnung?«, fragte Zamorra unbefangen.

»Ich habe mir sagen lassen, dass Sie vier ausgezeichnete Vorträge an der Universität von Nowosibirsk gehalten haben. Leider fehlte mir die Zeit, mir wenigstens einen davon anzuhören.«

»Ich halte solche Vorträge auf der ganzen Welt«, meinte Zamorra.

»Darf ich jetzt meine Papiere wiederhaben?«

»Selbstverständlich, Professor. Sie sind ein gern gesehener Gast in der Sowjetunion.«

»Weshalb werde ich dann überprüft?«

»Ich hatte keine Ahnung, wer Sie sind, als Sie aus diesem Haus kamen.«

»Ach so.«

»Sie waren bei Fedja Lipski, nicht wahr?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Er hat einen meiner Vorträge gesehen, fand ihn so interessant, dass er mehr ins Detail gehen wollte, aber das war ihm im Hörsaal nicht möglich, deshalb hat er mich zu sich eingeladen.«

Kyrill Vitali schmunzelte. »Sieh einer an. Ich wusste gar nicht, dass Lipski sich für Parapsychologie interessiert.«

»Glauben Sie mir etwa nicht?«

»Doch, doch.«

»Darf sich Lipski nicht für Parapsychologie interessieren?«

»Aber ja«, lachte der KGB-Oberst. »Ich sagte doch nur, dass ich das nicht wusste.«

»Wird Lipski vom KGB überwacht?«

»Vielleicht.«
»Weshalb?«
»Ich habe Ihre Frage nicht bejaht, Professor Zamorra«, erwiderte der schlaue Oberst mit einem listigen Augenzwinkern. Zamorra war von Lipski längst gewarnt. Doch selbst wenn Fedja kein Wort über Vitali gesprochen hätte, hätte der Parapsychologe gewusst, woran er war. Zamorra war ein ausgezeichneter Menschenkenner. Dieser Mann war ein Hai. Ein gefährlicher Räuber, der sofort das Blut roch, wenn man sich nur geringfügig verletzte. Ein Jäger mit Adleraugen, dem kaum jemals ein Wild entkam, wenn er es im Visier hatte. Vor ihm sollte Zamorra den jungen Ingenieur retten. Jetzt erst erkannte der Professor, wie schwierig das sein würde, Vitali, das war eine Ballung von Gemeinheit und Tücke, von Verschlagenheit und Hinterlist. Und es war gewiss kein Zufall, dass sich dieser Mann ausgerechnet vor Lipskis Haus auf die Lauer gelegt hatte. Und es war auch kein Zufall, dass Vitali ausgerechnet jetzt die Frage stellte:
»Halte ich Sie von irgendetwas ab, Professor?«
Ja! schrie es in Zamorra. Ja, verdammt noch mal. Du hältst mich davon ab, einem Spuk nachzugehen und einen Jungen zu suchen, der meine Hilfe braucht…
Aber er sagte: »Nein. Eigentlich, wollte ich nach Akademgorod zurückfahren.«
»Wann reisen Sie ab?«, fragte Vitali, obwohl das aus Zamorras Papieren klar ersichtlich war.
»Morgen.«
»Gefällt es Ihnen bei uns?«
»Ich muss gestehen, dass mich Ihre Heimat beeindruckt.«
»In welcher Hinsicht?«
»In jeder Hinsicht.«
»Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen gern mehr über meine Heimat«, sagte der KGB-Oberst.
Vitali ging um den Moskwitsch herum und setzte sich auf den Beifahrersitz.
Eine Frechheit. Eine impertinente, verfluchte Frechheit ist das.
Man sollte ihm dafür den Schädel einschlagen! dachte Zamorra.
»Kommen Sie, Zamorra. Wir fahren in mein Hotel. Es ist nicht weit. Wir trinken grusinischen Schnaps und plaudern ein wenig. Sie erzählen mir über Ihr Wissensgebiet, und ich erzähle Ihnen von meiner Heimat.«
In Zamorras Innerem kochte es. Wenn er diese Einladung ausschlug, konnte es eine Katastrophe geben.
Wenn er sie annahm, gab es die Katastrophe für den jungen Semjon Muratow…
Seufzend setzte sich Zamorra in den Wagen. Vitali sagte ihm, wie er

fahren sollte. Im Hotel fragte Kyrill Vitali zunächst, ob ein Anruf für ihn gekommen wäre. Ein Anruf, dachte Zamorra. Von einem seiner Häscher, die nach Semjon suchen, während ich hier mit ihm sitze und die kostbare Zeit vertrödle. Der KGB-Oberst schleppte Zamorra in die Hotelbar. Der Raum war elegant westlich eingerichtet.

Vom Bourbon bis zum Scotch-Whisky bekam man hier alles zu trinken. Doch Vitali verlangte eine Flasche grusinischen Schnaps.

Warum tut er das? fragte sich Zamorra. Warum nagelt er mich hier fest? Hat er etwas gewittert? Weiß er, welchen Auftrag ich übernommen habe? Sie tranken. Zamorra erzählte aus seinem Leben. Nicht, weil es sein Wunsch war, sondern weil Vitali ihn darum gebeten hatte. Der Russe wollte wissen, wie er auf die Parapsychologie gestoßen war, wollte hören, wie interessant diese Wissenschaft war…

Sie kamen auf Phänomene zu sprechen. Das war ein Stichwort für Vitali.

Er begann: »Am 31. Juli 1908, siebzehn Minuten und elf Sekunden nach null Uhr Greenwicher Zeit, trat eine Naturerscheinung im Becken der Podkamennaja Tunguska auf, die heute noch die Wissenschaftler der ganzen Welt vor ein Rätsel stellt. Dieses Gebiet wurde von einer gewaltigen Explosion immer noch unklaren Ursprungs erschüttert, die nach Augenzeugenberichten den Himmel wie Millionen Sonnen erleuchtete. Noch im 650 Kilometer entfernten Krasnojarsk wurde das Aufblitzen gesehen, und einige behaupten, es sogar in Irkutsk, also 1300 Kilometer entfernt, wahrgenommen zu haben. Auf einer Fläche von rund viertausend Quadratkilometer fand man angesengte Bäume, und viele wurden gar umgerissen. Noch heute lassen sich Anzeichen dieser Verwüstung feststellen. Viele Jahre lang glaubte man, dass ein riesiger Meteor in der Taiga niedergegangen sei, aber merkwürdigerweise wurde kein Krater oder irgendeine sonstige Einkerbung an der Erdoberfläche gefunden. Auch fand man nicht die geringste Spur von Explosionsrückständen. Alle Anzeichen deuteten auf eine nukleare Explosion im 35Megatonnen-Bereich hin, bei der eine Energie von rund dreißig Milliarden Kilowattstunden freigesetzt wurde. Niemand weiß, wie es zur Tunguska-Explosion gekommen ist. Sie ist immer noch das größte Rätsel Russlands. Was halten Sie als Parapsychologe davon, Professor Zamorra?«

Zamorra hob die Schultern. »Ich kann es mir auch nicht erklären, Oberst Vitali.« Er wurde von Minute zu Minute unruhiger. Den Schnaps rührte er kaum an, denn er wollte einen klaren Kopf behalten. Erst als Vitali bemerkte: »Sie trinken ja gar nichts. Schmeckt Ihnen unser russischer Schnaps nicht?« Da leerte Zamorra zwei Gläser schnell hintereinander. Und all die anderen Gläser, die noch folgten, goss er, wenn Vitali nicht schaute, rasch in den Blumentopf, der neben ihm stand. Arme Pflanze, dachte er.

Zwei Stunden unterhielt sich Vitali mit dem Gast aus dem Ausland, den er interessiert und sympathisch fand, wie er betonte. In diesen zwei Stunden saß Zamorra auf glühenden Kohlen. Dann kam ein Anruf für Vitali, und er musste – sehr zu seinem Bedauern – das Gespräch beenden. Zamorra stürmte beinahe aus dem Hotel. Er warf sich in seinen Wagen und raste davon. Wenig später klopfte er an eine schwere Eichentür. Sie öffnete sich. Ein dürrer Mann musterte ihn misstrauisch. »Sind Sie Tichon Sellnow?«

»Und wer sind Sie?«, fragte Sellnow, nachdem er kurz genickt hatte.

»Mein Name ist Zamorra.«

»Ausländer?«

»Ja.«

»Was wollen Sie?«

»Ich bin Professor der Parapsychologie. Wissen Sie, was das für eine Wissenschaft ist?«

»Ungefähr.«

»Ich habe von Anja Plotkinowa erfahren. Mich interessiert diese Geschichte.«

»Lassen Sie lieber die Finger davon!«, riet Sellnow dem Professor.

»Die weiße Frau hat Milda und Oleg Dagorski umgebracht. Und um ein Haar hätte mich heute ein Baum erschlagen. Es ist nicht gut, sein Schicksal herauszufordern, Professor. Besser Sie interessieren sich nicht zu sehr für die Geschichte der weißen Frau.«

»Ich könnte Ihnen jetzt eine lange, haarsträubende Geschichte erzählen, die sich über Monate erstrecken würde«, sagte Zamorra ernst. »Ich habe Vampire und Werwölfe zur Strecke gebracht. Ich habe Ghouls gejagt und Horrorgestalten ausgeschaltet, von denen Sie noch nicht einmal gehört haben, Tichon. Wenn Sie so wollen, ich bin ein Spezialist für übersinnliche Dinge. Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, Geister und Dämonen zur Strecke zu bringen, wo immer sie mir begegnen. Und ich werde es auch hier tun. Ich kann nicht anders.«

Sellnow schaute Zamorra ungläubig an. »Wie wollen Sie das denn anstellen? Mit bloßen Händen?«

»Normalerweise bin ich besser ausgerüstet«, gab Zamorra zu. »Ich besitze ein Amulett, mit dem ich die Ausgeburten der Hölle in die Knie zwingen kann.«

»Aber?«

»Ich habe es nicht bei mir.«

»Wo ist es?«

»Zu Hause. In Frankreich. Auf Château Montagne. Ich bin nach Russland gekommen, weil ich an der Universität von Nowosibirsk Vorträge halten sollte. Ich hatte keine Ahnung, dass ich das Amulett hier brauchen würde. Trotzdem werde ich versuchen, dem Spuk ein Ende zu setzen.«

Sellnow bat den Fremden in sein Haus. Er stellte ihm Valentina, seine Frau, vor und schickte sie dann hinaus. Sie setzten sich an den Tisch. Sellnow musterte Zamorra eingehend. Dem Spuk wollte dieser Mann ein Ende setzen. Möglicherweise gelang es ihm. Tichon Sellnow konnte sich zwar nicht vorstellen, wie Zamorra das anstellen wollte, aber das war schließlich nicht seine Sache. Gewarnt hatte er den Fremden. Wenn er trotzdem nicht locker ließ, dann hatte er das vor sich selbst zu verantworten. Sellnow überlegte: Wenn Zamorra das schwierige Kunststück zuwege brachte, fiel vielleicht der Fluch von ihm und seiner Frau ab. Dann brauchten sie möglicherweise gar nicht von hier fortzuziehen. Den Versuch war es jedenfalls wert. Deshalb fragte Sellnow: »Was möchten Sie wissen?«

»Die ganze Geschichte«, verlangte Zamorra. »Und hinterher auch das, was Sie in der vergangenen Vollmondnacht erlebt haben.«

Sellnow schauderte. »Sie verlangen viel.«

»Ich muss genau Bescheid wissen. Ich muss den schwachen Punkt der weißen Frau herausfinden. Jedes Gespenst hat irgendwo seine Achillesferse. Man muss sie nur zu finden wissen.«

Sellnow nickte und begann zu erzählen. Alles das, was er von Oleg Dagorski und einigen anderen Leuten wusste, berichtete er dem Professor. Unter anderem sagte er: »Es heißt, dass der Spuk der weißen Frau dann endet, wenn sie den letzten Plotkin getötet hat.«

»Also muss es irgendwo noch einen Plotkin geben«, sagte Zamorra.

»Der Meinung bin ich auch.«

»Aber wo?«

»Bestimmt nicht in Nowosibirsk.«

»Sondern?«

Sellnow hob die schmalen Schultern. »In Chabarowsk. In Ulan-Ude. In Anfarsk. In Swerdlowsk. In Leningrad… Wer kann das wissen. Dieser Plotkin kann überall sein. Nur nicht hier, denn wenn er hier wäre, hätte ihn sich Anja Plotkinowa vermutlich längst geholt. Aber er wird eines Tages nach Nowosibirsk kommen. Er wird seinem Schicksal nicht entrinnen. Eines Tages wird er in Nowosibirsk eintreffen, und dann wird die weiße Frau an ihm grausame Rache nehmen, wie sie es bei allen männlichen Nachkommen von Fürst Micha Plotkin getan hat.«

Zamorra trat ans Fenster, während Sellnow über sein Abenteuer in der vergangenen Vollmondnacht erzählte. Er schaute zum gegenüberliegenden Haus. Milda und Oleg Dagorski hatten ihren Leichtsinn mit dem Leben bezahlt. Und auch Tichon Sellnow hätte es heute beinahe erwischt. Zamorra wollte sehen, was er für den Russen und dessen Frau tun konnte. Vielleicht war Anja Plotkinowa irgendwie abzulenken. Möglicherweise konnte er ihren Unmut auf sich ziehen und das Ehepaar Sellnow so vor ihrem Fluch schützen. Auf jeden Fall

wollte Zamorra sich sogleich den Torpfeiler ansehen, in den der Fürst seine untreue Frau eingemauert hatte. Er hatte vollstes Verständnis dafür, dass Tichon Sellnow ihn dorthin nicht begleiten wollte. Schnell verließ er das Haus des Russen. Er setzte sich in seinen Moskwitsch und fuhr in die düstere Dunkelheit hinein. Bald bog er in einen holperigen Feldweg. Der Wagen wurde gerüttelt und geschüttelt. Zamorra hielt sich am Lenkrad fest. Die milchigen Finger der Scheinwerfer betasteten eine verwitterte Mauer. Und dann erfassten sie das Tor. Der Professor fuhr nahe heran und kletterte dann furchtlos aus dem Wagen.

Ein eiskalter Wind pfiff ihm um die Ohren. Er stellte den Kragen seines mit Lammfell gefütterten Mantels auf und drückte die Pelzmütze tiefer in die Stirn. Gleichzeitig hob er die Schultern. Der hart gefrorene Boden knirschte unter seinen Schritten. Er schaute sich um und entdeckte den entwurzelten Baum, von dem Tichon Sellnow gesprochen hatte. Das war Anja Plotkinowas Werk. Sie musste ungeheure Kräfte entwickeln, wenn man sie reizte.

Über das von Unkraut verfilzte Grundstück ging ein gespenstisches Flüstern und Raunen. Instinktiv fühlte Zamorra, dass hier nicht alles in Ordnung war. Aber ohne sein Amulett vermochte er dem Gespenst nicht zu Leibe zu rücken. Er sollte sich wirklich angewöhnen, den silbernen Talisman auf allen seinen Reisen mitzunehmen. Gerade jetzt zeigte sich wieder, wie dringend er ihn gebraucht hätte.

Ganz nahe trat er an den Pfeiler heran. Er legte die behandschuhten Hände an das rissige Mauerwerk und lauschte. Es war ihm, als hörte er jemanden atmen. Er fühlte ganz deutlich Anja Plotkinowas Nähe. Mit seinem Amulett hätte er sie zwingen können, aus dem Pfeiler herauszukommen. Mit dem silbernen Talisman hätte er ihren Rachegelüsten ein Ende bereiten können… Der letzte Plotkin – wo immer er sich heute herumtrieb – wäre gerettet gewesen.

»Anja!«, sagte Zamorra eindringlich. »Anja Plotkinowa!«

Im Pfeiler wurde das Atmen lauter.

»Ich bin Zamorra. Frag den Teufel. Er kennt meinen Namen. Ich bin nicht deinetwegen nach Nowosibirsk gekommen. Eigentlich habe ich eine andere Aufgabe zu erledigen… Trotzdem bin ich hier, um dich herauszufordern! Ich will, dass du den Fluch von Tichon Sellnow und seiner Frau nimmst! Hörst du mich? Antworte mir, Anja Plotkinowa! Hörst du mich? Ich will, dass du das Ehepaar Sellnow in Ruhe lässt. Lass es genug sein mit den anderen beiden Toten.«

Das Atmen wurde zu einem geisterhaften, aufgeregten Röcheln.

»Wenn einem der beiden Sellnows ein Unglück zustoßen sollte, mache ich dich dafür verantwortlich, Anja!«, sagte Zamorra eiskalt.

»Ich würde nach Frankreich reisen und mit meinem Amulett wiederkommen, um dich zu vernichten.«

Anja versuchte sich ruhig zu verhalten. Aber der Professor ließ sich nicht täuschen. Er wusste, dass sie sich im Pfeiler befand. Doch so sehr er sie auch aus der Reserve zu locken versuchte, es gelang ihm nicht. Sie blieb in ihrem gemauerten Grab. Da half kein Drohen und kein Schimpfen. Da halfen nicht einmal die vielen Beschwörungsformeln, die Zamorra kannte. Anja Plotkinowa schien anscheinend zu merken, dass der Mann am Pfeiler nicht mit normalen Maßstäben zu messen war. Sie verzichtete darauf, über Zamorra herzufallen. Ihr Ziel war die Vernichtung des Plotkin-Geschlechts. Und sie wollte sich von Zamorra nicht davon abhalten lassen…

***

Bill Fleming und Jessica Martin betraten am Abend desselben Tages jenen kleinen Pub, in dem sich Zamorra an zwei aufeinander folgenden Tagen mit Jack Frankenheimer, dem Agenten des Secret Service, getroffen hatte. Jessica war während der letzten vier Tage noch durchsichtiger geworden. Frank Martin, ihr Vater, hatte Bill gebeten, sie zu jenem Pub nahe der St. Paul's Cathedral zu begleiten, denn Jessica hatte darauf gedrängt, Jack Frankenheimer zu treffen, um von ihm zu erfragen, wie es um ihre Sache im fernen Russland stand.

Ein blonder Mann drehte sich um, als Jessica und Bill eintraten.

Sein Blick huschte interessiert an dem Mädchen auf und ab. Als er dann aber sah, dass Bill die Fäuste ballte, verlor er jegliches Interesse an Jessica. Und das war gut so.

Frankenheimer war noch nicht da. Bill Fleming suchte einen Tisch aus, von wo sie das ganze Lokal im Auge behalten konnten. Er bestellte Tee für sich und auch für das Mädchen. Während sie das warme Getränk schlürften, sprachen sie kein Wort. Bill holte seine Zigaretten aus dem Jackett. Er bot Jessica ein Stäbchen an. Sie rauchten.

Und Fleming meinte: »Sie dürfen nicht resignieren, Jessica. Dazu ist noch kein Grund.«

Das Mädchen warf ihm einen dankbaren Blick zu. Sie wusste, dass er es gut mit ihr meinte. Aber ihre Sorgen, die konnte er ihr mit schönen Worten nicht abnehmen.

»Langsam wächst in mir die Überzeugung, dass Zamorra es nicht schaffen wird«, sagte sie ernst.

»Das dürfen Sie nicht sagen, Jessica!«, erwiderte Bill kopfschüttelnd. »So leicht gibt Zamorra nicht auf. Die Sache ist erst dann verloren, wenn er ohne Ihren Semjon hier in London eintrifft.«

»Sie bauen wohl sehr auf Ihren Freund.«

»Ich baue ein zweites Empire State Building auf Zamorra«, sagte Bill überzeugt. »Es steht Ihnen zu, an meinen Worten zu zweifeln. Sie

kennen Zamorra nicht so gut und so lange wie ich. Ich aber kann mit ruhigem Gewissen behaupten, er ist ein Teufelskerl. Manchmal vollbringt er unmögliche Dinge. Semjon Muratow aus Sibirien herauszuholen ist ein solches unmögliches Ding. Deshalb wird Zamorra es schaffen.«

Jessica lächelte dünn. »Ich wollte, ich hätte Ihren Optimismus.«

Fleming beugte sich etwas vor. Er schaute dem Mädchen fest in die Augen.

»Ich kann mir vorstellen, was man in Russland sagt: Ausgerechnet eine Engländerin. Dieser Semjon Muratow muss verrückt sein. Es gibt so viele schöne Russinnen… Und genauso denke ich. Ausgerechnet dieser Russe muss es sein. Dieses Mädchen muss seinen Verstand in Sibirien gelassen haben …«

»Ja, Bill. Das habe ich. Ich habe mein Herz und meinen Verstand bei Semjon gelassen. Ich will, dass er mir beides zurückgibt. Hier in England. Und ich werde ihn von hier nicht mehr fortlassen, wenn ich ihn erst einmal habe.«

Fleming wusste, dass Frank Martin, im Einvernehmen mit dem britischen Geheimdienst, bereits erste Schritte unternommen hatte, um für den jungen Semjon, sobald er englischen Boden betreten hatte, neue, gute Papiere zu bekommen. Semjon Muratow musste seine russische Vergangenheit wie ein schmutziges Hemd abstreifen – und am besten gleich verbrennen. Er würde ein neuer Mensch werden, mit einem neuen Namen, mit einer neuen Heimat, mit neuen Papieren und mit einer Frau, der kein Opfer zu groß war, um ihn in ihre ausgebreiteten Arme zu bekommen. Noch waren Jessicas Arme erwartungsvoll ausgebreitet. Entweder würden sie sich um Semjon schließen – oder um den Tod, denn darüber bestand kein Zweifel: Wenn es Zamorra nicht gelang, Muratow aus der Sowjetunion herauszuholen, würde sie sich erneut das Leben zu nehmen versuchen – und sie würde es diesmal geschickter anstellen, um Erfolg zu haben…

Die Pubtür öffnete sich. Ein Lord, vom Scheitel bis zur Sohle, trat ein – Jack Frankenheimer. Der Mann vom Secret Service schaute sich kurz um. Dann steuerte er den Tisch an, an dem Jessica Martin und Bill Fleming saßen.

»Warten Sie schon lange?«, fragte er, während er sich aus dem Trenchcoat schälte. Die Melone hängte er an den Huthaken. Den Schirm stellte er neben sich wie ein Soldat sein Gewehr. Er bestellte wieder einmal alkoholfreies Bier. Er trank es hektoliterweise.

»Zehn Minuten«, sagte Bill.

»Wie geht es Zamorra?«, erkundigte sich Jessica. Aber diese Frage hieß eigentlich: Wie geht es Semjon Muratow?

Frankenheimer trank erst einmal. Dann schaute er auf sein Glas und

hob die Schultern.
»Er hat den Jungen noch nicht gefunden.«
Jessica atmete schnell ein. »Vier Tage sind bereits um«, sagte sie.
Ihre Stimme zitterte. Sie war merkbar aufgeregt. »Morgen bricht der fünfte und letzte Tag an…«
»Er wird auch an diesem fünften Tag sein Bestes geben«, sagte Bill.
Doch das war Jessica zu wenig.
»Sein Bestes reicht in diesem Fall nicht«, sagte sie aufgewühlt.
»Wenn er vier Tage erfolglos war, wird er es auch am fünften Tag sein!«
»Semjon Muratow hat sich gut versteckt«, sagte Frankenheimer.
»Ist der KGB immer noch hinter ihm her?« fragte Jessica.
»So leicht gibt der KGB nicht auf«, erwiderte der Secret-Service-Mann. »Ein Oberst Vitali soll eigens aus Moskau gekommen sein, um sich Semjon zu holen.«
»Wie sehen Sie die Chancen des Oberst?«
»Er kennt sich in Sibirien besser aus als Zamorra.«
»Also ist er dem Professor gegenüber im Vorteil.«
»Das lässt sich nicht leugnen«, gab Frankenheimer zu. Daraufhin sagte Jessica nichts mehr. Sie fiel in sich zusammen, blickte auf ihre halb volle Teeschale, nagte an ihrer Unterlippe und dachte daran, auf welche Weise sie sich in der nächsten Woche das Leben nehmen sollte, ein Leben, das keinen Sinn hatte, wenn es nicht von Semjon ausgefüllt war…

***

Aufgeregt stampfte Oberst Kyrill Vitali durch sein Hotelzimmer.
Die Papirossa hing in seinem Mundwinkel. Der Rauch kringelte sich zu seinem rechten Auge hoch, er musste es zusammenkneifen, weil der blaue Dunst ein Brennen erzeugte, das ihm unangenehm war.
Auf dem Sofa saßen die beiden KGB-Leute, mit denen er in lockerer Verbindung stand, seit er nach Nowosibirsk gekommen war. Sie spulten soeben ihren Bericht ab.
»Die Hütte in der Taiga hat er nicht wieder betreten, Genosse Oberst«, sagte der eine, ein unscheinbarer Mann mit vorstehenden Zähnen.
»Tag für Tag waren wir da«, sagte der andere. Er hatte eine wulstige Narbe über dem linken Auge. »Keine Spuren von Semjon Muratow.«
Vitali blieb stehen. Er reckte sich und legte die Hände auf seinen Rücken. Es war seine liebste Stellung. Und er wippte von den Fersen zu den Zehen. Auch das machte er gern. Mit zusammengekniffenen Augen starrte er die beiden Männer an.
»Ihr Idioten!«, schrie er. »Habe ich von euch verlangt, ihr sollt mir erzählen, wo Semjon Muratow nicht ist? Ich will von euch wissen, wo

der Junge steckt. Wo er nicht ist, das weiß ich selbst!«

»Wir haben das ganze Gebiet rund um Nowosibirsk durchgekämmt, Genosse Oberst«, sagte der mit der Narbe.

Das war ein hartes Stück Arbeit gewesen und er war der Meinung, dass er sich dessen nicht zu schämen brauchte. Sie hatten zwar keine Spur von Semjon gefunden, aber sie hatten geschuftet wie die Tiere.

Mehr konnte Vitali doch nicht von ihnen verlangen.

»Versager seid ihr, alle beide!«, knurrte Vitali. Er schaute die Männer verächtlich an. Sie widersprachen ihm nicht. Einem Oberst zu widersprechen kam einer kleinen Revolution gleich. Wer konnte sich die schon leisten.

»Wir haben uns die größte Mühe gegeben, Genosse Oberst«, sagte der mit den vorstehenden Schneidezähnen.

»Und nichts ist dabei herausgekommen!«, nickte Vitali gereizt. Er warf die abgerauchte Papirossa in den Aschenbecher. Sie qualmte dort weiter. Niemand kümmerte sich um sie.

Kyrill Vitali begab sich zum Fenster und blickte auf die Straße hinunter. Menschen gingen ihres Weges. Autos fuhren. Und dazwischen – irgendwo – konnte Semjon Muratow stecken. Es war zum Schreien.

Plötzlich senkte sich ein Schleier über Vitalis Augen. Es war ihm nicht gut. Eine heiße Welle schoss ihm in den Kopf und machte ihn schwindelig. Er klammerte sich an den Vorhang. Da er keine Luft bekam, riss er sich den Hemdkragen auf und fuhr sich mit der Linken über die Stirn, die sich mit einemmal mit dicken Schweißperlen bedeckt hatte. Was war das? Das Herz? Hatte er zuviel getrunken, als er unten in der Hotelbar mit Zamorra zusammen gesessen hatte?

Unsinn! Zuviel hatte er noch niemals getrunken. Dieses Wort gab es beim Trinken einfach nicht für ihn.

Wie durch Daunenkissen, die auf seinen Ohren lagen, hörte er die Männer reden.

Der mit den Hasenzähnen sagte: »Wir haben von einem Haus erfahren, in dem es spuken soll, Genosse Oberst. Die Leute in dieser Gegend sind ganz hysterisch. Das Haus gehörte einem Ehepaar namens Dagorski. Der Mann erlitt einen tödlichen Arbeitsunfall, und die Frau starb in der darauf folgenden Nacht. Ebenfalls durch Unfall, wie die Miliz sagt. Doch die Leute sind der Meinung, dass es beide Male kein Unfall war. Das Ehepaar Dagorski soll von einem Gespenst umgebracht worden sein…«

Vitali erfuhr die ganze Geschichte. Er hörte sie sich interessiert an, während er wütend gegen diesen schrecklichen Druck in seinem Kopf ankämpfte, der seinen Blick trübte und sein Gehör schwächte.

Er konnte sich nicht erklären, was es war. So übel hatte er sich noch nie gefühlt. Während er zuhörte, was ihm seine Männer über die

weiße Frau berichteten, versuchte er zu ergründen, worauf seine plötzliche Übelkeit zurückzuführen war.

Und dann geschah etwas Sonderbares.

Plötzlich schaltete sein Bewusstsein völlig ab. Er hörte niemanden mehr reden, konnte nicht mehr auf die Straße hinuntersehen, seine Augen nahmen eine ganz andere Umgebung wahr.

Er hatte tiefschwarze Wände um sich. Ein unruhiges Licht zuckte daran hoch. Kerzenlicht. In silbernen Ständern standen bleiche Talgkerzen – zu Hunderten. Und dazwischen stand eine große schwarze Kiste. Nein, keine Kiste. Ein Sarg!

Etwas drängte ihn, auf den Sarg zuzugehen. Es war eine schaurige Vision. Von irgendwoher vernahm Kyrill Vitali mit einemmal disharmonische Klänge, die ihm die Gänsehaut über den Rücken trieben. Sein Herz hämmerte wie verrückt in seiner Brust, als er sich dem geschlossenen Sarg näherte. Ein schlimmes Omen! pochte es zwischen seinen Schläfen. Das musste die Stimme sein, die Wachen und Träumen miteinander verband. Zitternd näherte er sich dem schwarzen Sarg. Er konnte nicht anders. Gern hätte er sich herumgeworfen, um fortzugehen. Aber das war ihm nicht möglich. Zum ersten Mal im Leben hatte Kyrill Vitali vor etwas Angst.

Nun stand er knapp am Sarg.

Etwas Schreckliches befand sich darin, das fühlte er. Etwas, das an Grauen nicht zu überbieten war. Entsetzt stellte er fest, dass er seine Hand ausgestreckt hatte. Bestürzt und mit weit aufgerissenen Augen beobachtete er, wie die Finger in die Deckelnut glitten, um den Sarg zu öffnen. Er wollte es verhindern, doch seine Hände machten, was sie wollten, als gehörten sie nicht ihm.

Lasst den Sarg zu! dröhnte eine entsetzte Stimme in seinem Inneren. Lasst ihn um Himmels willen zu!

Doch nicht Vitalis Gehirn, sondern der starke Wille eines anderen führte hier Regie, bestimmte, was zu geschehen und zu unterbleiben hatte.

Knirschend hob sich der Sargdeckel. Ein übler Geruch nahm Vitali den Atem. Er hatte das Gefühl, daran ersticken zu müssen. Der Sarg war nicht leer. Ein Leichnam lag darin. Unter normalen Umständen empfand Vitali vor Toten keinen Ekel. Leichen vermochten ihn nicht aufzuregen.

Er selbst hatte bereits zahlreiche Menschen liquidiert. Ihr Tod hatte ihn kaum berührt. Doch nun, hier, vor diesem Sarg, empfand er mit einemmal ein noch nie erlebtes, unerklärbares Grauen.

Sobald er den Deckel hoch genug gehoben hatte, begann dieser zur Seite zu rutschen. Und gleich darauf polterte er auf den Boden.

Der Knall war so laut, dass Vitali heftig zusammenzuckte.

Nun konnte er sehen, was sich im Sarg befand. Der grausige Schock

presste sein Herz jäh zusammen und wollte es zum Stillstand bringen. Gebannt stand er da. Was er sah, übertraf seine schlimmsten Befürchtungen, denn er sah sich selbst in diesem tiefen schwarzen Sarg liegen. Totenblass. Steif.

Lange schon kalt. Und an seinem Hals konnte er deutlich dunkel-rote Würgemale leuchten sehen…

***

Zamorra versuchte alles, um Anja Plotkinowa aus ihrer Reserve zu locken. Er beschimpfte sie, er bespuckte den Pfeiler, in dem sie sich befand, er forderte sie mit allem heraus, was sie ärgern musste.

Doch Anja reagierte nicht auf seine Feindseligkeiten. Noch einmal warnte Zamorra die weiße Frau: Solle es ihr einfallen, dem Ehepaar Sellnow Unglück zu bescheren, würde sie das bitter zu bereuen haben. Dann setzte er sich in seinen Moskwitsch und fuhr zum Haus der Dagorskis. Es war nicht weit bis dorthin. Er stellte den Wagen an einer Stelle ab, wo er nicht so schnell von jemandem entdeckt werden konnte. Dann schaute er sich kurz um. Die nächtliche Straße war ausgestorben. Ein schneidend kalter Wind heulte um das Gebäude. Im Haus der Sellnows ging soeben das Licht aus. Valentina und Tichon begaben sich nun zu Bett. Wahrscheinlich würden sie wieder lange nicht einschlafen können, denn die eiskalte Angst lag zwischen ihnen im Bett.

Zamorra huschte um das Dagorski-Haus herum. Auch er fand jenes Kellerfenster, durch das Semjon Muratow in der vergangenen Nacht eingestiegen war. Mit einer kleinen Stablampe leuchtete er sich den Weg, sobald er im Haus war.

Fünfzehn Minuten vergingen. Zamorra eilte lautlos durch die Räume. Ab und zu blieb er stehen, um zu lauschen.

Nichts. Zamorra glitt weiter.

»Muratow! Hier ist ein Freund! Ich will dir helfen!«

Keine Antwort. Wenn Muratow sich im Haus befand, dann hatte er sich gewiss, als er den Schein der kleinen Stablampe entdeckte, sogleich irgendwo verkrochen. Zamorra konnte es dem Jungen nicht verdenken. Semjon musste Angst haben. Er musste vorsichtig sein.

Er durfte niemandem vertrauen, nicht sofort. Es war leicht, zu sagen, hier ist ein Freund. Und doch konnte es eineaalglatte Lüge sein, die problemlos über die gespaltene Zunge rutschte.

Zamorra nahm sich das Obergeschoss vor. Er suchte so gründlich nach Semjon Muratow, dass er, als er ihn nicht finden konnte, sicher war, der Junge würde sich nicht im Haus befinden. Er blieb oben an der Treppe stehen und lauschte. Der Wind jaulte und jammerte unheimlich. Trotzdem wusste Professor Zamorra, dass dieses Gebäude kein Spukhaus war. Er hätte es gespürt. Seit er Jagd auf Geister und

Dämonen machte, hatten sich in seinem Inneren hochempfindliche Sensoren entwickelt, die das Böse zu orten vermochten, wenn es sich in seiner Nähe befand. Hier meldete sich kein Misstrauen – also war es ein ganz gewöhnliches Haus, von den Leuten zum Spukhaus hoch geschwatzt…

Zamorra überlegte, ob er hier drinnen auf Muratow warten sollte.

Enttäuschung erfüllte ihn. Er hatte fest damit gerechnet, den Jungen hier anzutreffen. Aber dieser verzwickte Fall war nirgendwo so angelegt, dass man ihn mühelos in den Griff bekam. Möglicherweise wusste der Junge gar nichts von diesem Geisterhaus. Dann hatte es auch keinen Sinn, hier auf ihn zu warten, denn dann kam er nicht.

Vielleicht trieb sich Semjon ganz wo anders herum… Es war, schlicht gesagt, zum Aus- der-Haut- fahren!

Ärgerlich machte Zamorra auf den Absätzen kehrt und verließ das Gebäude.

***

»Genosse Oberst!«, rief der mit der wulstigen Narbe aus. »Genosse Oberst! Ist Ihnen nicht gut?«

Kyrill Vitali erwachte aus seiner unerklärlichen Trance. Plötzlich vernahm er die Stimmen seiner Männer wieder ganz klar und akzentuiert. Er vermochte auch wieder auf die Straße hinunterzusehen, bemerkte, dass er seine Finger in den Vorhang gekrallt hatte, und löste den verkrampften Griff. Mit nervös flatternden Augen wandte er sich schnell um. Die Übelkeit war wie weggeblasen. Er fühlte sich wohl. Nur die Schweißperlen auf seiner Stirn waren noch vorhanden. Rasch holte er sein Taschentuch hervor und wischte sie mit einer unwilligen Geste fort.

Seine beiden Männer saßen nicht mehr auf dem Sofa. Mit sorgenvollen Mienen standen sie mitten im Raum. Er schaute sie verwundert an.

»Weshalb sollte mir nicht gut sein, Genossen?«

»Sie… Sie haben vorhin so furchtbar gestöhnt …«, sagte der mit den Hasenzähnen beunruhigt.

»Als hätten Sie einen Herzanfall oder etwas Ähnliches.«

Vitali hämmerte sich auf die Brust, dass es dröhnte. »Sehen Herzkranke so aus wie ich?«

»Sie haben gestöhnt…«

»Ich habe gestöhnt, weil ich eure Dummheit nicht mehr ertragen kann!«, schrie Vitali wütend. »Wie lange sucht ihr den jungen Semjon nun schon, he? Tagelang. Und was für einen Erfolg habt ihr aufzuweisen? Ihr kommt und sagt mir, wo er nicht zu finden ist, und ihr erzählt mir ein Schauermärchen von einem Haus, in dem es angeblich spuken soll!«

»Das sagen die Leute, Genosse Oberst!«, meinte der mit den Hasenzähnen.
»Na schön. Und weshalb erzählt ihr mir das?«
»Weil wir der Meinung sind, dass sich Semjon Muratow vielleicht dort versteckt haben könnte.«
Vitali kniff die Augen zusammen. »Wart ihr schon dort?«
»Nein, Genosse Oberst.«
»Warum nicht, zum Teufel!«, schrie Vitali außer sich vor Wut.
»Wir… wir dachten, vielleicht möchten lieber Sie …«
Der KGB-Oberst warf den Kopf zurück und brach in schallendes Gelächter aus.
»Jetzt begreife ich. Ihr habt Angst, das Haus zu betreten!« Die Männer schüttelten wie auf Kommando erschrocken den Kopf. »Natürlich habt ihr Angst!«, brüllte Vitali sie an. »Ich kann sie doch in euren schneeweißen Gesichtern sehen!« Er zog die Mundwinkel verächtlich nach unten. Fast hätte er ihnen vor die Füße gespuckt, so viel Verachtung empfand er vor ihnen. »Männer wollt ihr sein? Memmen seid ihr. Ich werde das nicht in meinem Abschlußbericht zu erwähnen vergessen, darauf könnt ihr euch verlassen. Haben Angst vor einem Geist. Agenten des KGB – und haben Angst wie alte zahnlose Weiber!«
Vitali verlangte die Adresse des Geisterhauses, dann schickte er seine unfähigen Leute nach Hause.

***

Übel gelaunt wegen des Misserfolges setzte sich Zamorra in seinen Moskwitsch. Er hatte fest damit gerechnet, Semjon in diesem Haus anzutreffen. Das Gebäude war sein einziger Lichtblick bisher gewesen. Die Leere des Hauses war für Zamorra wie eine Ohrfeige des gehässigen Schicksals, das ihm nicht gestatten wollte, sein gutes Werk zu tun, wie er es Jessica Martin versprochen hatte. Sollte Semjon Muratow tatsächlich in Sibirien bleiben? Morgen war der fünfte und letzte Tag, den Zamorra in der Sowjetunion verbringen durfte.
Dann musste er ausreisen – Semjon zurücklassen und seinem Schicksal überlassen… Einem Schicksal, das Kyrill Vitali hieß, der weiterhin gnadenlos Jagd auf ihn machen würde, so lange, bis er in die Enge gerieben war. Und dann? Bleibergwerk. Zwanzig Jahre.
Das Ende war das!
Seufzend griff Zamorra nach dem Zündschlüssel. Morgen würde er noch einmal zu Lipski fahren. Allmählich gab er die Hoffnung auf, dass Fedja Lipski ihm eine große Hilfe sein konnte…
Als Zamorras Finger den Zündschlüssel berührten, sah er eine Gestalt durch die kalte schwarze Nacht huschen. Die Gestalt strebte dem Spukhaus entgegen. Semjon Muratow? Vermutlich ja. Hätte nicht

jeder andere aus dieser Gegend einen großen Bogen um dieses Haus gemacht? Die Gestalt erreichte das Gebäude. Augenblicke später schien sie mit dem Haus zu verschmelzen. Sie war nicht mehr zu sehen.

Sogleich wollte Zamorra den Wagenschlag aufstoßen. Sein Optimismus war zurückgekehrt. Sein Herz schlug wieder freudiger und schneller. Endlich würde er Kontakt mit dem jungen Ingenieur bekommen. Endlich würde Semjon erfahren, dass es jemanden gab, der ihm helfen wollte. Uneigennützig obendrein, nur um zwei Menschen zusammenzubringen, deren innige Liebe über alle Grenzen hinweg Bestand hatte.

Zamorras Arm war noch auf dem Weg zum Griff des Wagenschlages, da hielt er plötzlich verwirrt inne. Eine zweite Gestalt lief auf das Spukhaus zu. Geduckt, kräftige Beine schnellten einen elastischen Körper vorwärts.

Obwohl die Dunkelheit zu perfekt war, um einen Menschen genau erkennen zu können, glaubte Zamorra doch zu wissen, um wen es sich da handelte.

Oberst Kyrill Vitali. Der Bluthund des KGB. Er hatte endlich die richtige Fährte gefunden. Und er eilte nun in das Haus, um sich sein armes Opfer zu holen.

Es war keine Zeit zu verlieren. Zamorra schleuderte den Wagenschlag auf. Mit vibrierenden Nerven sprang er aus dem Moskwitsch.

Semjon Muratow würde sich der Verhaftung gewiss widersetzen.

Möglicherweise kam es zu einem Handgemenge zwischen ihm und dem KGB-Oberst. Und schließlich würde Vitali zur Waffe greifen, wenn er erkannte, dass die Gefahr bestand, dass er unterliegen könnte.

Aufgeregt drückte Zamorra die Tür zu. Dann lief er mit weiten Sätzen zum Dagorski-Haus. Muratow und Vitali hatten es durch eine Hintertür betreten. Darauf lief Zamorra nun ebenfalls zu. Er bemühte sich, so lautlos wie möglich zu sein. Ab und zu zerbrach ein hart gefrorener Erdbrocken unter seinen Pelzstiefeln, das knirschte dann, und Zamorra zerbiss einen ärgerlichen Fluch zwischen den Zähnen.

Atemlos erreichte er die schmale Tür. Semjon Muratow hatte während seines ersten Aufenthalts im Haus den Schlüssel dazu gefunden, deshalb war er nicht wieder durch das Kellerfenster eingestiegen.

Vorsichtig öffnete Zamorra die Tür. Der Wind wollte sie ihm aus der Hand reißen, deshalb fasste er auch sofort mit der Linken zu, um es zu verhindern.

Mit dem nächsten Schritt war Zamorra im Haus. Er schloss die Tür hinter sich geräuschlos und blieb stehen, um zu horchen. Stimmen.

Muratow und Vitali. Zwei größere Gegensätze gab es nicht. Endlich waren sie aufeinander getroffen. Muratow, das Feuer… und Vitali, das

Wasser. Ein grausames Schicksal hatte die beiden hier in diesem Haus zusammengeführt. Der letzte Akt in diesem Drama hatte somit begonnen.

Die beiden Männer standen einander in einem kleinen Wohnraum gegenüber. Kyrill Vitali hatte Licht gemacht. Semjon Muratow starrte ihn furchtsam an. Er trug nach wie vor die Kleider von Oleg Dagorski. Sein jungenhaftes Gesicht zuckte nervös. Die Hände, die immer noch in den dicken Handschuhen steckten, hatte er gehoben, weil Vitali ihn mit seiner Pistole bedrohte.

Beide atmeten schnell. Das kam vom Laufen.

In Vitalis eiskalten Augen funkelte die unverhohlene Freude über den Erfolg. Sein Lachen ließ dicke Hagelschloßen durch Semjons Adern rinnen.

»Habe ich dich endlich!«, knurrte der KGB-Oberst mit gesenkten Lidern. »Ich gebe zu, es war anstrengend, dich zu suchen. Ein Spukhaus hast du dir zum Versteck gewählt. Sehr klug von dir. Anderseits aber hättest du damit rechnen müssen, dass auch ich auf diese Idee kommen könnte. Wir Russen sind doch ein Volk von guten Schachspielern, Semjon Muratow. Und was lernt ein guter Schachspieler sofort? Er lernt, auch die Züge seines Gegners zu überdenken. Das hast du versäumt. Ein Fehler, der dir nun zum Verhängnis wird.«

»Was haben Sie mit mir vor?«, fragte der Junge mit heiserer Stimme.

»Ich werde dich mitnehmen.«

»Und dann?«

»Dann übergebe ich dich der Miliz… Die wird dich erst einmal in Gewahrsam nehmen. Dann wirst du vor Gericht gestellt, man wird dich zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilen, du wirst im Bleibergwerk verschwinden und nie mehr wieder auftauchen. Es ist der Weg aller politischen Feinde, Semjon Muratow!«

Der Junge war den Tränen nahe. »Ich wollte ausreisen. Ich habe um eine Genehmigung angesucht. Man hat sie mir verwehrt! Warum? Warum hat man mich nicht nach England gehen lassen?«

»Du bist Ingenieur, Semjon Muratow. Russland braucht Leute wie dich. Aber du hast unserem lieben Mütterchen einen Tritt in den Hintern gegeben, statt ihm deine Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen. Du weißt, wie wir darüber denken… Was hattest du vor? Wolltest du in den Untergrund gehen? Wir hätten dich früher oder spä- ter doch geschnappt. Es hatte also gar keinen Sinn zu fliehen, sich in der Taiga zu verkriechen … Das alles konnte deine Verhaftung nicht aufheben, wie du siehst, sondern nur geringfügig hinausschieben. Natürlich verschlimmert das deine Situation. In den Bleigruben ist man ganz wild auf Ausreißer. Man kennt dort herrliche Mittelchen, um dir das Rückgrat zu brechen. Du wirst ein alter,

verbrauchter Mann sein, wenn sie dich eines Tages nach Hause schicken … Das hast du von deinem Starrsinn. Zuerst lässt du dich vom Staat zum Ingenieur ausbilden, und dann fällst du ihm in den Rücken, indem du dich in den Westen absetzen möchtest. Ein Verräter bist du, Semjon Muratow. Jawohl! Ein Verräter an unserer guten kommunistischen Sache! Es erfüllt mich mit Genugtuung, zu wissen, dass du hart dafür büßen wirst … Vorwärts nun. Deine Flucht hat ein Ende. Ich bringe dich dahin, wohin du gehörst.«

Semjon nahm die Arme herunter. Schweiß brach ihm aus allen Poren. Er hatte Angst vor Vitali und seiner Pistole. Doch mehr noch fürchtete er die grauenvolle Zukunft, die ihm beschieden sein sollte.

Die Bleigruben. Jeder Russe kriegt Alpträume, wenn er nur daran denkt. Sie wollten ihn dort ganz langsam zugrunde richten.

Entschlossen schüttelte er mit einemmal den Kopf. Vitalis kalte Augen weiteten sich.

»Was soll das heißen?«

»Ich werde nicht mit Ihnen gehen!«

»Du hast gar keine andere Wahl!«

»Ich werde hier stehen bleiben!«, sagte der Junge heiser. »Keinen Schritt werde ich tun!«

»Damit erreichst du gar nichts.«

»Ich will nicht ins Bleibergwerk!«, schrie Semjon verzweifelt.

»Das hättest du dir früher überlegen müssen!«, zischte der Oberst frostig. »Jetzt ist es dazu zu spät!«

»Lieber lasse ich mich von Ihnen erschießen!«

»Ich werde dir diese Freude nicht machen!«, grinste Vitali dämonisch.

»Ich werde Sie zwingen, mich zu erschießen!«

Kyrill Vitali lachte. »Du armer Irrer. Du kannst mich nur zwingen, zu schießen. Aber du kannst mich nicht zwingen, dich zu töten. Ich würde dir eine Kugel ins Bein jagen, vielleicht sogar in beide Beine. Davon wird man zwar kampfunfähig, aber man geht daran nicht zugrunde. Wir haben hervorragende Ärzte in Russland. Sie würden dich in kürzester Zeit wieder auf die Beine stellen… und es ginge da weiter, wo wir jetzt stehen. Mit einem Wort: kein Erfolg.«

Semjon Muratow vibrierte am ganzen Körper. So oder so. Er würde nicht mit dem KGB-Mann gehen. Er wollte es zumindest versucht haben. Mit einem verzweifelten Aufschrei warf er sich auf Vitali. Er schlug dessen Pistole zur Seite und schmetterte ihm seine Faust mitten ins verhasste Gesicht.

Vitali wurde von der Wucht des Schlages zurückgerissen. Er prallte mit dem Rücken gegen die Wand, riss wutschnaubend seine Pistole hoch und zielte auf das linke Bein des Jungen.

Da schaltete sich Professor Zamorra in das Geschehen ein. Er federte

zur Tür herein und trat mit gestrecktem Bein nach der Schusshand des KGB-Oberst. Der Arm flog hoch. Die Kugel löste sich mit einem ohrenbetäubenden Gebrüll aus dem Lauf. Sie bohrte sich in die Decke. Kalk rieselte zu Boden.

»Raus, Semjon!«, rief Zamorra dem verdatterten Jungen zu. Mit Hilfe hatte er nicht gerechnet. »Raus aus dem Haus! Schnell!«

Und Semjon Muratow kreiselte wie von der Natter gebissen herum. Mit weiten Sätzen hetzte er aus dem Gebäude. Vitali erkannte Zamorra. Ein grausames Zucken ging über sein Gesicht.

»Wieso sind Sie an dem Jungen interessiert?«, schrie er.

»Ich werde ihn nach England bringen! Zu seinem Mädchen!«

»Niemals. Das lasse ich nicht zu!«, brüllte Vitali. Seine Adern traten ihm wie dicke Seile aus dem Hals. »Semjon ist Russe. Er wird in seiner Heimat bleiben!«

»Seine Heimat will ihn umbringen! Er soll aber leben! Er soll lieben dürfen, wen er mag!«

»Er hätte jede Russin lieben dürfen, dieser verfluchte Idiot!«

»Seine Wahl ist auf Jessica Martin gefallen.«

»Ein Fehler! Ein großer Fehler!«, plärrte Vitali mit hassverzerrten Zügen. »Und Sie, Zamorra, machen ebenfalls einen großen Fehler. Ich werde Sie genauso vernichten wie den Jungen! Denn Sie haben das Vertrauen der Sowjetunion missbraucht. Sie kamen hierher, um Vorträge zu halten. Sie hätten es dabei bewenden lassen sollen. Sie hatten nicht das Recht, sich in unsere Angelegenheiten einzumischen. Diese überhebliche Eigenmächtigkeit wird Sie den Kopf kosten, Professor! Dafür werde ich persönlich sorgen!«

Ohne jede Vorwarnung wollte der KGB-Oberst schießen. Zum Glück hatte Zamorra das kurze Aufblitzen in Vitalis kalten Augen rechtzeitig bemerkt. Er war gewarnt. Als die Pistole dann Feuer spuckte, stand der Professor schon nicht mehr da, wohin das Projektil unterwegs war. Die Kugel schrammte über den Boden. Zamorra trieb Vitali mit einigen Schlägen durch den Raum. Plötzlich polterte die Pistole zu Boden. Vitali wurde hysterisch. Mit einer solchen Kampfmaschine hatte er nicht gerechnet. Er hatte Zamorra für einen harmlosen Wissenschaftler gehalten, dessen Muskeln über dicken Büchern langsam erschlafften. Dass Zamorra in sämtlichen Kampfsportarten geschult war und diese auch so oft wie möglich betrieb, hatte Kyrill Vitali nicht wissen können.

Am Horizont zeichnete sich als dünner Silberstreifen ein Sieg für Zamorra ab. Da erwischte Vitali mit beiden Händen die Lehne eines Stuhls.

Blitzartig schwang er ihn hoch. Zamorra vermochte zwar noch zur Seite zu schnellen, aber er konnte den Treffer nicht verhindern, lediglich abschwächen.

Wie eine Granate traf der schwere Holzstuhl Zamorras Kopf. Er wankte und war für einige Augenblicke benommen. Kyrill Vitali hechtete sofort nach seiner Pistole. Nun hätte er Zamorra fertig machen können. Eine einzige Kugel hätte genügt. Doch Vitali wollte in erster Linie Semjon Muratow haben.

Der Vorsprung des Jungen vergrößerte sich mit jeder Sekunde.

Semjon durfte ihm auf keinen Fall entwischen. Mit Zamorra konnte er später immer noch abrechnen. Und selbst wenn Zamorra nach Akademgorod zurückfuhr, saß er dort in der Falle.

Ohne sich weiter um den Professor zu kümmern, jagte der Oberst aus dem Haus. Der eiskalte Wind fauchte ihm ins erhitzte Gesicht.

Er suchte Semjon und sah ihn über ein Feld rennen.

Mit seinen Männern hatte er gebrüllt, weil sie Muratow hatten entkommen lassen. Es wäre eine Schande für ihn gewesen, wenn ihm dasselbe passiert wäre. Natürlich hätte er das vor seinen Leuten vertuschen können, nichts wäre leichter gewesen als das. Aber vor sich selbst wäre er als elender Versager dagestanden, und Kyrill Vitali hasste nichts so sehr wie Versager. Deshalb rannte er mit brennenden Lungen hinter dem Jungen her…

Zamorra brauchte zwei wertvolle Minuten, um wieder einigermaßen klarzukommen. Der schwere Stuhl lag vor seinen Füßen auf dem Boden. Er umging ihn mit unsicherem Schritt. Sein ganzer Körper war in Schweiß gebadet. Wankend kam er aus dem Haus. Wenn er die Pelzmütze nicht getragen hätte, hätte es bestimmt eine böse Platzwunde gegeben. Zum Glück hatte die Mütze das Schlimmste abgefangen.

Zamorras flatternder Blick entdeckte Vitali, der dem fliehenden Jungen nachlief. Sofort schlug auch der Professor diese Richtung ein.

Er musste rennen wie die beiden anderen. Mit dem Moskwitsch wäre er schon am Anfang des Feldes stecken geblieben.

Er lief, so schnell er konnte. Der kalte Wind machte ihn geistig wieder frisch. Es war ihm klar, dass er mit allen Mitteln verhindern musste, dass Vitali den Jungen der Miliz übergab.

Und noch ein Problem schwirrte in seinem erhitzten Kopf herum: Wenn es ihm gelungen war, Vitali den Jungen abzujagen – wie ging es dann weiter? Der KGB-Oberst würde sofort Alarm schlagen.

Noch in derselben Nacht. Alle Häfen, alle Flugplätze würden abgesperrt werden. Die gesamte Sowjetunion würde sich blitzartig abriegeln…

Nicht denken! Nicht an so etwas denken! Nicht jetzt! hämmerte es in Zamorras Gehirn. Nur laufen! Schneller laufen als Vitali!

Semjon rannte wie eine Maschine. Seine Lungen brannten wie Feuer. Seine Seiten stachen. Einmal schaute er zurück Vitali war ihm auf den Fersen. Wenn er erst einmal auf Schussnähe herangekommen war, war

alles verloren.

Deshalb lief Semjon um sein Leben. Er keuchte auf eine riesige Buschwand zu, die das Feld abgrenzte. Deutlich spürte er, wie seine Kräfte abbauten. Derselbe Prozess spielte sich vermutlich auch in Vitalis Körper ab, schließlich war der KGB-Mann kein Übermensch, doch möglicherweise ermattete Vitali nicht so schnell wie Muratow, denn Semjon war schon seit Tagen auf der Flucht, und das zehrt an den Nerven, das nagt an der Substanz eines Mannes.

Atemlos warf sich Semjon in die dunkle Wand. Blätter und Zweige klatschten ihm ins Gesicht, wichen zur Seite, reichten ihn weiter, einige versuchten ihn zu Fall zu bringen, doch andere fingen ihn auf, als meinten sie es gut mit ihm.

Er konnte nicht sehen, wohin er lief. Es war auch egal. Nur fort.

Fort! Fort!

Hinter ihm war ein Stampfen und Rascheln zu hören. Das war Vitali. Er hatte auf den letzten Metern bedenklich aufgeholt. Plötzlich war der Busch zu Ende. Semjon fiel auf einen Weg hinaus. Er rappelte sich sogleich wieder hoch und hetzte weiter.

Zamorra sah Vitali zwischen Blättern und Zweigen verschwinden.

Der Niederschlag machte ihm einigermaßen zu schaffen, er kam nicht voll auf Touren. Er erbrachte etwa die gleiche Leistung wie ein Motor, der bloß auf drei Zylindern läuft.

Aber er schenkte sich nichts, war hart gegen sich selbst, und verlangte seinem kochenden Körper das letzte ab. Bald hatte auch er den Busch erreicht. Er durchwühlte ihn mit seinen Armen, suchte die Richtung, die zuvor Semjon und dann Vitali eingeschlagen hatten, erreichte endlich den Weg, auf dem Muratow seine Flucht fortgesetzt hatte, und plötzlich stockte der Atem.

Sein Herz schlug hoch oben im Hals. Ihm war heiß und kalt zugleich.

Sein flatternder Blick erfasste eine schreckliche Szene: Zwei Pfeiler.

Ein uraltes, schmiedeeisernes Gittertor dazwischen… Und davor lag Semjon Muratow. Er musste gestürzt sein, hatte sich nicht schnell genug erheben können, Vitali hatte ihn eingeholt und richtete nun mit hassverzerrtem Gesicht seine Waffe auf den Jungen …

***

Mit einemmal genügten Kyrill Vitali die fernen Bleigruben nicht.

Der Junge sollte von seiner Hand sterben. Das befriedigte ihn mehr als die Gewissheit, dass man ihn in irgendeinem Bleibergwerk langsam umbringen würde. Semjon Muratow sollte hier sterben. Von Kyrill Vitalis ruhiger Hand. ›Erschossen auf der Flucht!‹ würde es später in Vitalis Bericht heißen.

Semjon hatte sich halb aufgerichtet. Er stützte sich auf die Ellenbogen. Zwischen den roten Flecken auf seinen Wangen waren die

fahlen Flecken der Todesangst zu erkennen.

»Erschießen sollte ich dich«, stieß Vitali aufgewühlt hervor. »Um eine Kugel hast du mich gebeten. Gut. Ich will sie dir geben. Ich werde sie dir genau zwischen die Augen setzen, Semjon Muratow! Dein Hirn werde ich dir aus deinem verdammten Schädel blasen! Mit einem einzigen Schuss!«

Eiskalt zielte der KGB-Oberst. Semjon sah, wie sich Vitalis Finger krümmte. Zamorra war noch zu weit weg, um einschreiten zu können.

Es war das Ende!

Plötzlich schrie eine schrille Frauenstimme: »Kyrill! Kyrill Plotkin!« Geisterhaft hallte der Schrei durch die Nacht. Zamorra riss bestürzt die Augen auf. Das war Anja Plotkinowa gewesen. Wie hatte sie den Oberst genannt? Plotkin? Kyrill Plotkin? War er ein Nachkomme des grausamen Fürsten? Bestimmt hatte er von diesem die Grausamkeit geerbt. Verwirrt kreiselte der KGB-Oberst herum. Er konnte die Frau nicht sehen, die ihn gerufen hatte. Leichenblass war sein Gesicht geworden. Seine fiebernden Augen suchten die Ruferin, konnten sie aber nirgendwo entdecken.

»Plotkin?«, brüllte er mit weit aufgerissenem Mund in die eiskalte Nacht. »Wieso Plotkin? Ich bin nicht Plotkin! Ich bin Kyrill Vitali! Oberst beim KGB!«

»Du bist Kyrill Plotkin!«, kreischte die weiße Frau. »Du kennst deinen richtigen Namen. Seit Jahren warte ich auf dich. Endlich bist du gekommen! Ich werde dich töten, Kyrill. So, wie ich deinen Vater und deinen Großvater getötet habe… Du bist der letzte Plotkin. Wenn du nicht mehr lebst, ist mein Schwur erfüllt. Dann gibt es das Geschlecht der Plotkins nicht mehr!«

»Ich bin Vitali!«, schrie der Oberst aus vollem Hals. »Vitali ist mein Name! Vitali!«

»Dein Vater, der dumme Ochse, hat gedacht, meiner Rache entgehen zu können, indem er seinen Namen änderte«, rief Anja Plotkinowa und lachte schrill. »Aber es hat ihm nichts genützt. Du musst es doch wissen. Als sie dich beim KGB aufnahmen, musstest du doch deine Dokumente vorlegen… Alle Welt nennt dich heute Kyrill Vitali. Aber du bist trotzdem ein Plotkin. Der letzte. Und deshalb werde ich dich töten!«

Ein Grollen ging durch den Boden. Das schmiedeeiserne Tor begann zu klappern und scheppern. Die Risse des Pfeilers vertieften sich. Helles Licht sickerte daraus hervor. Und dann war mit einem Schlag die weiße Frau zu sehen. Sie schwebte einige Zentimeter über dem Boden. Ihr Gesicht war von abgrundtiefem Hass verzerrt. Kyrill Plotkin starrte sie verstört an. Er war wie gelähmt. Seine Augen traten weit aus den Höhlen. Was er sah, überstieg sein geistiges Fassungsvermögen. Seine Vision von heute Abend fiel ihm ein. Er

hatte sich in einem Sarg liegen gesehen. Mit feuerroten Würgemalen am Hals. Sollte er auf diese Weise aus dem Leben scheiden? Würde ihn dieser grauenvolle Spuk erwürgen?

In panischer Furcht riss er die Pistole hoch. Er schoss alle Kugeln, die sich in der Waffe befanden, auf die hell leuchtende Erscheinung.

Die weiße Frau stieß ein grelles Gelächter aus.

»Einen Geist will er töten. Er ist verrückt. Vollkommen verrückt!«, lachte Anja Plotkinowa schrill. Sie schwebte langsam auf ihr letztes Opfer zu.

»Weg!«, brüllte Kyrill Plotkin verzweifelt. »Zurück! Lass mich in Ruhe! Hörst du? Komm nicht näher, sonst…«

»Sonst?«, fragte Anja Plotkinowa kichernd. »Was willst du mir denn antun? Es gibt nichts, was mir Micha Plotkin nicht bereits zugefügt hätte, Kyrill! Bedank dich bei ihm für das, was dir nun geschieht!«

Mit einem giftigen Zischen fuhr der Spuk dem verstörten Mann an die Kehle. Eiskalte, milchweiße Hände legten sich um Plotkins Hals.

Er röchelte, warf sich hin und her. Sein Gesicht war vom Schmerz verzerrt. Die Panik brachte sein Herz beinahe zum Bersten. Er wollte um Hilfe schreien, doch kein Ton kam aus seinem weit aufgerissenen Mund. Die Lippen bebten und zuckten. Wie die Backen eines Schraubstocks drückten die Hände des gnadenlosen Spuks zu.

Zamorra keuchte heran.

Egal, was Kyrill Plotkin für ein Mensch war, er durfte nicht auf diese Weise umkommen. Egal, wie es später weitergehen sollte, der KGB-Mann durfte nicht sterben. Anja Plotkinowa hatte kein Recht, ihn zu töten. Sie war ein Spuk. Und Zamorras Lebensaufgabe bestand darin, solchen Ausgeburten der Hölle den Garaus zu machen.

Er warf sich auf die weiße Frau. Seine Hände schnellten vor. Er versuchte sie zu packen, doch er griff durch sie hindurch. Sie war ein körperloses Wesen. Er vermochte sie nicht zu fassen. Himmel, wenn er bloß nicht sein Amulett zu Hause gelassen hätte. Mit dem silbernen Talisman hätte er sie auf der Stelle vernichten können, doch das Erbe Leonardo de Montagnes befand sich auf dem Schloss, im Tausende Kilometer entfernten Frankreich…

Kyrill Plotkin wehrte sich verzweifelt.

»Lass ihn los, Anja!«, schrie Zamorra, zornig wegen seiner Ohnmacht. »Du darfst ihn nicht töten!«

»So!«, höhnte die Spukgestalt. »Darf ich nicht! Ich tu’s aber! Und niemand kann mich daran hindern! Er gehört mir. Er ist ein Plotkin! Er muss sterben! Er wird sterben! Er stirbt schon!«

Die Bewegungen des KGB-Mannes wurden eckig. Augenblicke später hingen seine Arme schlaff herab. Immer noch drückte der grausame Geist die Kehle zu. Anja Plotkinowa stieß ein schaurigschrilles Gelächter aus, als sie Plotkin losließ. Der Tote fiel wie ein Stein zu

Boden.

Anja drehte sich kichernd im Kreis. Sie lachte und stampfte mit ihren glühenden Schuhen auf den Boden.

»Es ist vollbracht! Es ist vollbracht! Es ist vollbracht!«, kreischte sie immer wieder. Und sie hörte nicht auf, sich zu drehen. Immer schneller drehte sie sich. Bis sie nur noch ein weißer, kegelförmiger Kreisel war, der sich ganz langsam in den hart gefrorenen Boden hineinschraubte. Augenblicke später erlosch das Licht der weißen Frau für immer. Der Fluch, den sie vor hundert Jahren ausgestoßen hatte, hatte sich in dieser froststarrenden Nacht erfüllt.

***

Fedja Lipski reichte Zamorra und seinen »Sekretär« an Freunde weiter. Über mehrere Stationen gelangten sie nach Leningrad. Dort wartete ein Schiff auf sie. Es brachte sie aus dem finnischen Meerbusen nach Stockholm, und von da ging es mit einer Düsenmaschine nach London weiter. Jessica weinte vor Glück, als sie ihren Semjon in die Arme schließen durfte. Und auch dem Jungen standen die Tränen in den Augen.

»Ich wusste, dass du es schaffst«, sagte Bill Fleming begeistert.

»Es war der schwierigste Job, den ich jemals zu tun hatte«, seufzte Zamorra abgespannt. Noch am selben Tag flog er nach Frankreich weiter. Zwei Wochen danach wurden er und seine Sekretärin zur Hochzeit von Mr. Steven Murray und Miss Jessica Martin eingeladen. Und niemand wusste besser als Professor Zamorra, wer dieser Mr. Steven Murray noch vor vierzehn Tagen gewesen war…

ENDE